

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ich folgte der Teufelsspur

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Ich folgte der Teufelsspur

John Sinclair Nr. 390

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 24.12.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ich folgte der Teufelsspur

Man schrieb das Jahr 1855.

Diesen Winter würde keiner, der ihn erlebt hatte, je vergessen. Es war bitter kalt geworden, so daß einige Menschen auf den Straßen erfroren aufgefunden wurden.

Die Temperaturen sanken so tief, daß sie von normalen Thermometern nicht mehr angezeigt wurden.

Auch die Bewohner der kleinen Stadt Devon hatten unter diesem schrecklichen Winter zu leiden. Die Kälte hatte hier bereits das zweite Opfer gefordert. Ausgerechnet ein Kind!

Amos Clarke, der Küster, hatte das Kind gefunden. Bevor er die Kirche abschloß, war er noch einmal um den alten, verwittert aussehenden Steinbau herumgegangen, hatte sich das Eis auf den Scheiben angesehen und auf den schmalen Kirchweg noch einmal Sand gestreut. Als er die Schaufel wieder in den Schuppen stellen wollte, sah er die kleine Gestalt erfroren neben einem Gebüsch liegen.

Das Mädchen trug nur einen sehr dünnen Mantel. Er war zudem noch vorn aufgeknöpft, so daß die Kleine keine Chance gehabt hatte, der beißenden Kälte zu entgehen.

Als der Küster auf das Kind schaute, spürte er die Kälte nicht mehr. Heiße Schauer des Entsetzens durchtosten ihn. Er bückte sich, nahm das Kind auf den Arm und untersuchte es, ob es vielleicht doch noch atmete.

Nein, das war nicht der Fall.

Er hielt eine Tote auf dem Arm.

Bis zum Pfarrhaus, in dem auch er in zwei kleinen Zimmern wohnte, waren es nur wenige Schritte. Dorthin trug er das Kind.

Steifgefroren lag es auf seinen Armen.

Das Kind stammte nicht aus dem Dorf. Außerdem sah es mit seinen schwarzen Haaren so aus, als hätte es Eltern aus den südlichen Ländern gehabt. Möglicherweise war es auch ein Zigeunerkind.

Hinter dem Fenster neben der Schreibstube des Pfarrers brannte noch Licht. Der Küster wußte, daß sein Vorgesetzter dort das Schlafzimmer hatte, in das er sich des Abends oft zurückzog, um in Ruhe zu lesen. Er war ein gebildeter Mann, der sich für vieles interessierte, auch für Magie und Mystik.

Der Küster trat gegen die Tür. Jetzt spürte er wieder die Kälte. Da er die Kapuze des Kaninchenfellmantels nicht übergestreift hatte, glaubte er, daß ihm der Frost allmählich die Ohren abbeißen würde.

Es dauerte etwas, bis der Pfarrer sein Bett verlassen hatte und die Tür öffnete. In der rechten Hand trug er eine brennende Kerze, die auf einem kleinen Teller stand.

Zunächst zeigte sein Blick Unwillen über die späte Störung, dann er sah das steifgefrorene Mädchen, und Schrecken stahl sich in seine Augen.

»Sie ist tot!« sagte der Küster mit schwerer Stimme.

»Komm rein.«

Der Küster trat ein. Im Haus war es warm, denn der alte Kanonenofen gab viel Hitze ab.

Der Pfarrer ging vor. Er besaß eine kleine Kammer, in der ein Bett, ein Schrank und eine Waschschüssel standen. Sie diente ihm als Schlafstätte für Gäste, jetzt mußte der Küster das tote Mädchen auf das Bett legen. Das Gesicht der Kleinen war fast so weiß wie das Laken. Eiskristalle klebten in den schwarzen Haaren.

Der Pfarrer hatte zwei Petroleumlampen angezündet und die Dochte höhergedreht. Er schaute jetzt selbst nach, ob sich der Küster nicht geirrt hatte. Im Raum herrschte eine nahezu gespenstische Stille. Es war der Hauch des Todes, der zwischen den vier Wänden steckte.

Laut einatmend richtete sich der Geistliche auf und nickte. »Ja«, flüsterte er, »du hast recht gehabt. Das Mädchen ist tot. Erfroren.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Dieser Winter ist grausam.«

»Nein, er ist eine Strafe Gottes.«

Der Pfarrer widersprach. »Gott straft nicht, Gott verzeiht. Also kann dieser Winter keine Strafe sein. Es ist die Natur, aber ich will mich nicht mit dir streiten. Kennst du das Kind? Ich habe es noch nie gesehen.«

»Nein, es stammt nicht aus dem Dorf.«

»Seltsam…«

»Darf ich etwas sagen?«

»Bitte.«

»Ich bin mir nicht sicher«, begann der Küster. »Aber Sie erinnern sich, daß vor einigen Tagen Zigeuner hier waren. Sie haben an die Türen der Häuser geklopft und um Brennmaterial gebeten…«

»Ja, ich weiß.« Der Pfarrer wurde von einem Augenblick zum anderen ärgerlich. »Ich habe alles genau erlebt, und ich habe mich für die Bewohner des Dorfes geschämt, weil sie die armen, frierenden Menschen barsch abgewiesen haben. Nicht nur das, sie trieben die Fremden sogar mit ihren Flinten und Musketen aus dem Ort. Das war schlimm.«

Voller Erregung strich der Geistliche durch seinen Vollbart, bevor er sich umdrehte und den Küster anschaute. »Du meinst also, daß dieses Kind zu der Zigeunersippe gehört hat – oder?«

»Da bin ich mir sicher. Ich habe das Mädchen sogar bei den Wagen gesehen und kenne seine Mutter.«

»Hast du auch gesehen, daß es mit den anderen zurückgefahren ist?« fragte der Geistliche.

»Nein, das nicht.«

Der Pfarrer warf einen Blick auf die Tote. »Dann frage ich mich, wie es wieder in das Dorf gekommen und erfroren ist.« Sein Blick nahm die Schärfe eines Raubtierauges an. »Wir werden es herausfinden«, erklärte er. »Ich führe die Untersuchungen. Sollte ich herausfinden, daß jemand aus dem Dorf mit dem Tod des Kindes zu tun hat, wehe ihm. Dann werde ich keine Rücksicht kennen.«

»Das ist auch richtig«, meldete sich der Küster und fragte im gleichen Atemzug. »Was soll jetzt mit der Leiche geschehen?«

»Hol den Totengräber.«

»Wie?« Der Mann lächelte dummdreist. »Sollen wir das Kind beerdigen?«

»Was hast du denn gedacht? Es ist ein Mensch wie jeder andere und bekommt eine anständige Beerdigung.«

»So meinte ich das nicht…«

»Wie denn?«

»Der Boden ist zu hart. Wer zu dieser Zeit stirbt, den kann man nicht mehr unter die Erde bringen, verstehen Sie?«

»Das ist mir klar. Irgendwann wird es wieder wärmer. So lange müssen wir die Leiche eben aufbewahren. Im Totenhaus steht noch eine andere. Bei dieser Kälte verwest niemand.«

Der Küster nickte. »Natürlich, Sie haben recht.« Dann lief er fast fluchtartig davon.

Der Pfarrer blieb mit der Leiche zurück. Nachdenklich schaute er es an. Das Kind sah aus wie eine schlafende Puppe. Kaum zu glauben, daß es tot war.

Viele Menschen erfroren in diesem brutal kalten Winter. Leider war so etwas schon normal geworden. Dennoch hatte der Geistliche das Gefühl, daß es mit dem Tod dieses Mädchen etwas Besonderes auf sich hatte.

Er sollte sich nicht getäuscht haben…

***

Es geschah alles so, wie der Pfarrer es angeordnet hatte. Der Totengräber kam noch in der gleichen Nacht, holte das Kind ab und sargte es ein. Für Kinder gab es kleine, weiße Särge. Als der Totengräber Geld für seine Arbeit haben wollte, zahlte der Pfarrer.

Dann zog der Mann ab.

Der Sarg wurde in das düstere Totenhaus gestellt, direkt neben einem normal großen, in dem eine alte Frau lag, deren Gesicht noch im Tode verzerrt war. Auch sie hatte der Kältetod getroffen. In dem weißen Leichenhemd wirkte sie wie ein schreckliches Gespenst. Der Totengräber und sein stummer Gehilfe stellten den Sarg ab. Selbst das Licht der alten Sturmlaterne sah bei dieser Kälte schwächer aus, weil die Scheiben von außen zufroren.

»Laß den Deckel offen«, sagte der Totengräber, als er sah, wie der Stumme den Sarg verschließen wollte.

Der Mann nickte.

Einen letzten Blick warf der Totengräber noch auf die Leiche, bevor er murmelnd das makabre Haus verließ. »Ein Zigeunerkind, ein totes Zigeunerkind, das bringt Unglück, verdammt, das bringt Unglück.« So schnell wie möglich verließ er die düstere Stätte, um das Gasthaus zu besuchen, wo er sich zunächst zwei doppelte Gins in die Kehle kippte.

Dort sprach er mit anderen darüber, und auch diese Gäste waren der Meinung, daß Devon durch die Tote von einem unheilvollen Fluch getroffen worden war.

»Dagegen muß man etwas tun«, sagte ein schwergewichtiger Mann, der Schlachter von Beruf war.

»Und was?« wurde er gefragt.

»Wir schaffen das Kind weg!«

Nach seinen Worten war es still. Bis sich der Wirt einmischte und ebenfalls der Meinung des Schlachters war. »Ja, wir schaffen sie weg, dann ist alles klar.«

»Und der Pfarrer?« warf der Totengräber ein. »Er will das Mädchen christlich beerdigen.«

»Unsinn, dann ist es eben weg. Kommt, Freunde ich gebe noch eine Runde.« Der Schlachter hatte am meisten Geld. Nach dieser Runde besprachen die Männer die Einzelheiten des Plans und kamen überein, daß der Wirt, der Totengräber und der Schlachter die Sache in die Hand nehmen wollten. Und zwar in der folgenden Nacht.

Niemand sollte etwas davon erfahren. Das versprachen sie sich gegenseitig.

***

Die Kälte ließ auch am folgenden Tag nicht nach. Im Gegenteil, sie verstärkte sich noch. Die Menschen dachten schon an eine Rache der Natur, viele blieben in ihren Betten und heizten nur sehr sparsam, weil man nicht wußte, wie lange diese tiefen Temperaturen noch anhalten würden und ob man überhaupt mit dem Holz auskam.

Das Land wurde zu einer Insel des Schweigens. Menschen befanden sich nur auf der Straße, wenn sie etwas zu besorgen hatten, das sich nicht verschieben ließ.

Es wehte kein Wind. Die Rauchfahnen aus den gemauerten Kaminen stiegen träge aus den Öffnungen, als wollten sie nur schauen, ob die Kälte noch immer vorhanden war, denn sie schafften es nicht, in den bleiblassen Himmel zu steigen.

Die Luft drückte. Vielleicht stand ein Wetterumschwung bevor.

Dann würden erneut Massen von Schnee über das Land hinwegfegen und alles wie unter einem gewaltigen Leichentuch begraben.

An manchen Stellen hatten sich Nebelschleier gehalten. Sie sahen aus wie längst vergessene Tücher. Grau, aufgerissen und durchlöchert. Stille lag über dem Land. Durchbrochen nur, wenn das Eis sich zusammenschob oder ein Baumast unter der extremen Kälte brach. Manchmal fielen auch Vögel kurzerhand von ihren Sitzplätzen und blieben als gefrorene Klumpen liegen.

Am Mittag zeigte sich stets die Sonne. Sie stand tief, als würde sie sich schämen, überhaupt aufzustehen, denn gegen diese Kälte kam sie nicht an. Sie drückte alles nieder.

Auch die so fremd wirkenden Strahlen des Himmelskörpers schafften es nicht, den Dunst zu durchbrechen. Sie blieben irgendwo hängen,

wurden abgehalten, aufgesaugt, und schon bald sah die Sonne ein, daß sie es nicht schaffte und verschwand im Grau der hereinbrechenden Dämmerung.

Das war die Zeit, in der die drei Männer sich treffen wollten. Der Wirt hatte erst vorgehabt, sein Gasthaus zu schließen, bis ihm einfiel, daß so etwas aufgefallen wäre, und er hatte seine Frau gebeten, den Dienst zu übernehmen.

»Und du?«

Der Mann zog seinen gefütterten Mantel über, der ihm mit dem Saum fast bis zu den Schuhen reichte. »Ich werde mich im Ort einmal umschauen.«

»Allein?«

»Nein, ich treffe noch den Totengräber und den Schlachter.«

Die Frau verstand. Sie erinnerte sich daran, daß ihr Mann ihr etwas in der vergangenen Nacht erzählt hatte. »Dann wollt ihr es tatsächlich tun?« fragte sie.

Auf ihrem faltigen Gesicht breitete sich der Schrecken aus.

»Das hatten wir uns vorgenommen.«

»Gott, ihr versündigt euch.«

»An einem Zigeu…«

»Sprich es nicht aus. Es ist ein Kind.«

Der Wirt winkte ab, knöpfte seinen Mantel zu und ging grußlos davon. Er kannte die Skrupel seiner Frau, die er nicht besaß. Dieses Kind störte, es mußte aus dem Leichenhaus verschwinden, zudem waren die anderen beiden ebenfalls der Ansicht, und damit beruhigte der Wirt sein Gewissen.

Der Wirt schlug den Kragen hoch, dann klappte er die Ohrenschützer herunter, um vor dem Wind geschützt zu sein.

Der Mann hielt sich auf seinem Weg im Schutz der Häuser, die sich unter der Kälte duckten. Es war rasch dunkel geworden, und die Temperaturen fielen noch weiter.

Vor den Lippen dampfte der Atem. Er hatte das Gefühl, als würde jede Wolke vor seinem Mund festfrieren und nicht mehr verschwinden. In einigen Büchern hatte er gelesen, daß es Länder gab, die fast das ganze Jahr diese Kälte spürten und daß dort noch Menschen wohnten. Er konnte es sich kaum vorstellen.

Niemand begegnete ihm. Das Dorf war ausgestorben. In einer Ecke lag ein Schatten. Es war ein erfrorener Hund. Er hatte die Pfoten von sich gestreckt und lag da, als würde er schlafen. Auf seinem Fell schimmerte eine Eisschicht.

Dieser Winter kostete Opfer, bei Menschen und Tieren. Es war einfach zu kalt geworden.

Das Haus des Schlachters lag ein wenig versetzt. Eine Zufahrt führte zur Tür. Sie war so breit, daß auch die Fuhrwerke hindurchpaßten,

die Fleisch anlieferten.

Eis hatte sich gebildet. Es sah aus wie ein nach oben gebogener Spiegel, der sich über die Köpfe der Pflastersteine zog. Der Wirt hatte Mühe, auf diesem unebenen Weg das Gleichgewicht zu halten.

Das Licht schien nur fahl hinter der Scheibe des Fensters. Der Schlachter wartete schon. Er mußte den Wirt auch kommen gehört haben, denn er öffnete seine Haustür, und das Knurren eines Hundes war zu vernehmen. Der Metzger beruhigte das Tier und winkte dem Ankömmling zu. Der Wirt wurde erst gar nicht ins Haus gebeten und brauchte auch nicht lange zu warten, denn der andere schlug die Tür heftig zu.

Er rieb seine breiten Hände, bevor er die Handschuhe überstreifte.

»Alles klar?« fragte er.

»Ja.«

»Warst du schon beim Totengräber?«

»Wollten wir da nicht zum Schluß hin?«

»Stimmt.« Der Schlachter wechselte das Thema. »Hat deine Frau etwas bemerkt?«

»Sicher.«

»Und?« Die Frage klang gespannt.

Der Wirt hob die Schultern. »Ich habe sie teilweise eingeweiht.«

Bevor der andere sich aufregen konnte, sprach der Kneipier schnell weiter. »Aber keine Sorge, ich habe Mary unter Kontrolle.«

»Hoffentlich.«

»Klar. Und deine Tochter?«

»Sie traut sich nicht, zu fragen.« Der Metzger grinste. »Ich habe sie neulich mit unserem Gesellen erwischt. Seit dieser Zeit sagt sie nichts mehr. Außerdem habe ich den Kerl rausgeschmissen. Wenn meine Frau noch gelebt hätte, wäre der Ärger für das Töchterlein viel größer geworden.«

»Kann ich mir vorstellen.« Der Wirt kannte die Gattin des Metzgers. Sie war eine verdammt resolute Person gewesen. Gestorben war sie an einer heimtückischen Krankheit. Das lag über zwei Jahre zurück.

Die beiden gingen. Ihre Schritte hörten sich immer dann lauter an, wenn unter ihrem Gewicht das Eis wegbrach. Weit hatten sie nicht zu gehen. Nur Minuten dauerte es, bis sie das Haus des Totengräbers erreicht hatten, wo sie bereits erwartet wurden.

Es war schief und bucklig gebaut worden und diente gleichzeitig als Werkstatt. Der Totengräber hatte keine Frau gefunden, die einen Mann mit einem solchen Beruf heiraten wollte. Er lebte mit seinem alten Vater zusammen, den er pflegen mußte.

Wenn es viel Arbeit gab, griff er hin und wieder auf seinen stummen Gehilfen zurück.

Die beiden dick vermummten Gestalten schritten nebeneinander her.

Sie sprachen nicht. Hin und wieder vereinigten sich die Atemfahnen vor ihren Lippen. Den Weg kürzten sie ab und gingen an in der Kälte erstarrt liegenden Gärten vorbei, bis sie das Haus des Totengräbers erreichten. Es brannte kein Licht, aber der Mann hatte sie erwartet und kam ihnen entgegen. Er war ganz in Schwarz gekleidet, hatte sich wegen der Kälte ein Tuch vor den Mund gebunden und sah aus wie die Gestalt aus einem Schauermärchen.

»Ist der Wagen bereit?« fragte der schwergewichtige Schlachter zur Begrüßung.

»Ich habe ihn bereits zum Totenhaus geschafft.« Die Stimme klang dumpf unter dem Schal hervor.

»Das ist gut.«

Da der Metzger ein vorsichtiger Mensch war, vergewisserte er sich, ob der andere auch den Schlüssel bei sich trug.

»Sicher.«

Sie gingen. Auch diesmal sprach niemand. Jeder von ihnen schien ein schlechtes Gewissen zu haben, denn das, was sie vorhatten, war nicht rechtens.

Niemand begegnete ihnen. Im Dorf war es still wie in einer Kirche. Hin und wieder rochen sie den Rauch, der dicht über den Öffnungen der Schornsteine zurückgedrückt wurde. Selbst dem Totengräber wurde es unheimlich zumute, durch einen so schweigenden Ort zu schreiten.

Sie sahen das Totenhaus.

Es stand da wie eine düstere Insel. Ein wenig abseits der normalen Häuser und auch nicht weit von dem kleinen Friedhof entfernt, dessen Ostseite wiederum an das Grundstück des Pfarrhauses grenzte.

Es gab zwei Türen, durch die man das düstere Haus betreten konnte. Die an der Vorderseite war größer, aber da wollten die Männer nicht hineingehen. Sie nahmen die schmalere an der Seite.

Das Schloß war vereist. Mit der Flamme eines Sturmfeuerzeugs taute der Totengräber das Eis weg und konnte die Tür öffnen.

Die beiden anderen ließen ihm den Vortritt, weil er sich auskannte. Sie warteten so lange, bis der Totengräber die Laterne gefunden und die Kerze darin angezündet hatte. Erst dann betraten sie auch das Haus.

Das Licht gab nicht viel her. Der größte Teil der Umgebung blieb im Dunkeln. Immer wenn die Laterne bewegt wurde, geisterten spitze Schattenschleier an den kahlen Innenwänden entlang, als wollten sie darauf hinweisen, daß sich untotes Leben in diesem Haus befand.

»Kommt, bringen wir es hinter uns.« Der Totengräber hatte es eilig. Er ging auch vor.

Das Haus war nicht groß. Es gab einige kleine Räume, in denen nur Kreuze aus Holz an den Wänden hingen. Ansonsten waren sie leer. Im

größten standen die beiden Särge.

Selbst der Totengräber, der hier zu Hause war, zögerte einen Moment. Irgendwie hatte er Achtung vor den Toten, jetzt störte er dessen Ruhe auf eine besonders perfide Art und Weise.

Seine Begleiter mußten dies auch wissen, nur hatten sie diese Skrupel nicht. Der Metzger war es, der ihn in den Rücken stieß.

»Geh schon, verdammt.«

Die Gestalt taumelte über die Schwelle. Wie ein Pendel schwankte die alte Sturmlaterne. Ihr Muster aus Licht und Schatten wischte gespenstisch über die Wände.

Und manchmal glitt es auch in die Richtung, wo die beiden Särge standen, die mitsamt ihres Inhalts aus dem Finstern gerissen wurden, aber ebenso schnell wieder verschwanden.

Der Wirt merkte, daß es allen dreien nicht gutging. Er zählte sich ja selbst dazu. Wie es seinem Beruf entsprach, griff er in die Tasche und holte eine Flasche hervor. Sie war mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefüllt, Gin.

Der Wirt schraubte sie auf und tippte dem Totengräber auf die Schulter. »Hier, nimm einen Schluck.«

»Danke.«

Als der Totengräber die Flasche zurückgab, hatte er sie um ein Drittel geleert. Der Gin wühlte in seinem Magen. Es wurde ihm warm, obwohl gerade Alkohol bei dieser Kälte den Tod bedeuten konnte.

Auch Schwindelgefühle plagten ihn. Erst nachdem die beiden anderen Männer die Flasche geleert hatten, war auch der Totengräber in der Lage, sich wieder in Bewegung zu setzen.

Er schlich auf leisen Sohlen vor. Wieder schwenkte er seine Laterne, und abermals floß das Muster aus Licht und Schatten über die kahlen Wände des Leichenhauses.

Der Totengräber gab es nicht laut zu, aber er gestand sich ein, daß er noch nie eine solche Stimmung innerhalb dieser Mauern erlebt hatte. Der Mann sah seine Arbeit an, wie eine andere auch. Er ging manchmal sogar gern mit den Toten um, aber in diesem Fall hatte er das Gefühl, mit seinen Begleitern nicht mehr allein zu sein.

Etwas war anders.

Hier lauerte eine nicht faßbare Gefahr, Sie war da, aber sie zeigte sich nicht. Er schaute den Schatten nach, die überall hinkamen und viel größer als der schwankende Lichtschein waren. Sie tanzten, sie verzerrten, und sie schufen aus dem Innern des Totenhauses ein gespenstisches Heim für kalte Leichen.

Manchmal hatte er das Gefühl, als würden kalte Finger über die Haut seines Nackens fahren. Er sah Hindernisse, wo es keine gab, und jeder Schritt kostete ihn viel Kraft. Und das Atemholen wurde zur Qual.

Stank es da nicht nach verbranntem Schwefel? Der Mann

schnupperte, bekam das Zeug in die Nase, schluckte und ging vorsichtig weiter, weil er sich endlich überwunden hatte.

Dann sah er die erste Leiche.

Es war die alte Frau, deren offener Sarg näher zur Tür hin stand als der des Zigeunerkindes. Wie der schwingende Schein eines Pendels zuckte der fahle Laternenglanz über das Gesicht der Toten, gab ihm einen rötlich gelben Stich und ließ die wächserne Farbe daraus verschwinden.

Die Leiche war gefroren. Es gab keine Heizung im Leichenhaus.

Kleine Eiskristalle schimmerten auf dem bleichen Gesicht und hatten sich ebenfalls in den grauen Haaren festgesetzt.

So wie sie da lag, bot sie ein völlig normales Bild, das der Totengräber in diesen Momenten als schrecklich empfand und seinen Schritt verhielt. Auch die anderen Männer blieben stehen.

»Was ist denn?« fragte der Schlachter. Seine Stimme klang ungeduldig. »Hast du plötzlich Schiß bekommen?«

»Ich weiß auch nicht…«

Der kompakte Mann lachte. »Tote sind tot…«

»Schon…«

»Geh weiter, Mann.«

Der Totengräber gab sich einen Ruck. Er wollte sich nicht blamieren und schritt trotz der innerlichen Warnungen vor, um den Sarg der alten Frau zu umrunden.

Er hatte den rechten Arm mit der Laterne so erhoben, daß der kleine Leuchtkörper über den Sarg hinwegschwenkte, als wollte er denoffenstehenden Mund der toten Frau damit füllen.

Der Sarg, auf den es ihnen ankam, stand einige Schritte entfernt.

In einem matten Weiß zeigte er sich. Die Farbe war schlecht verteilt worden, denn an einigen Stellen drang der dunkle Holzton bereits durch. Auch die kleine Totenkiste hatte man nicht verschlossen. Der Sargdeckel stand hochkant an der Wand.

Noch zwei Schritte mußte der Mann gehen, um in den Sarghineinleuchten zu können. Und diese letzten beiden Schritte fielen ihm verdammt schwer. Er wußte, daß eigentlich nichts passieren konnte, trotzdem spürte er die Angst vor dem Unheimlichen.

Den Arm hatte er weit von sich gestreckt. In der Schulter spürte er bereits den Druck der Anstrengung. Der Totengräber kam sich vor wie ein Mensch, der von einem anderen gelenkt wurde.

Er hörte die scharrenden Schritte der anderen, die auf ihn zudrängten, und tat auch den letzten.

Dann stand er so dicht vor dem weißen Sarg, daß er von oben her direkt hineinleuchten konnte.

Sein Gesicht vereiste ebenfalls. Der Schreck war wie ein Stoß durch seine Glieder gefahren.

Das Kind lag nicht mehr im Sarg.

Dafür eine Handvoll Staub…

Der Totengräber sagte nichts. Er stand nur da, hielt seine Laterne, leuchtete in den kleinen Sarg, bewegte kauend die Wangen und hatte das Gefühl, selbst zu einem Eisklumpen geworden zu sein.

Die Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Etwas war mit dem Kind passiert. Man mußte es verbrannt oder irgend etwas anderes mit ihm gemacht haben, jedenfalls schimmerte im Widerschein des Laternenlichts der Staub wie goldener Puder.

Sekunden dehnten sich zu kleinen Ewigkeiten. Der Totengräber war zu keiner Reaktion fähig. Er war von dem Anblick kalt erwischt worden und mußte zweimal angesprochen werden, um überhaupt eine Reaktion zu zeigen.

»Was ist denn, Mensch?« Diesmal drängte der Wirt. »Willst du die Kleine nicht rausholen, oder kannst du nicht.«

»Da… da …« ächzte der Mann. »Seht selbst …« Er trat zur Seite, um den beiden Platz zu schaffen.

Sie gingen auch vor. An ihren Lippen hing der Atem. Plötzlich spürte keiner von ihnen mehr die Kälte. Sie hatten das Gefühl, in einer höllischen Hitze zu stehen, die sie allmählich von innen verbrennen wollte.

Der Schlachter, ansonsten mit dem Mundwerk stets voran, war ebenfalls stumm geworden.

»Staub!« hauchte der Wirt an seiner Seite. »Verdammt noch mal, das ist keine Tote mehr, das ist Staub.« Er schaute den Schlachter an.

»Sag du mal was!«

Der kompakte Mann hob die Schultern. »Was soll ich sagen?« erwiderte er mechanisch. »Ich verstehe es auch nicht.«

»Die Leiche ist weg…«

Die Männer schwiegen. Ja, die Leiche war weg, aber trotzdem noch vorhanden, nur in einer anderen Form. Und der Totengräber hatte sich als erster gefaßt. Er hielt seine Lampe jetzt so, daß der schwache Schein auf die wachsbleichen Gesichter seiner Freunde fallen konnte. »Nein, die ist nicht verschwunden, die hat jemand verbrannt.«

Die beiden anderen dachten über das letzte Wort nach. Es gab eigentlich keine andere Möglichkeit. Die mußte tatsächlich jemand verbrannt haben. Wer kam dafür infrage?

Jemand aus dem Dorf? Einer, den sie kannten?

Der Schlachter gewann als erster die Fassung zurück. Während der Antwort lachte er, konnte den Worten allerdings keine rechte Überzeugung geben. »Es muß jemand im Ort geben, der das gleiche vorgehabt hat wie wir. Anders kann ich es mir nicht vorstellen.«

»Und wer?«

»Keine Ahnung.«

»Jedenfalls brauchen wir nicht mehr einzugreifen«, erklärte der Totengräber. Seine Stimme klang schon sicherer.

»Nein, das ist nicht besser«, widersprach der Wirt. »Jetzt fangen die Probleme an. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu. Ich habe damals schon gewußt, daß etwas nicht stimmt, als die Zigeuner nach Devon kamen. Die sind wie ein Fluch, wir haben ihnen nichts gegeben, ich denke noch an die Blicke, die sie uns zugeworfen haben. Nein, nein, ich kann nicht daran glauben, daß alles in Ordnung sein soll.«

»Und was sollen wir jetzt machen?« fragte der Totengräber.

»Verschwinden.«

Auch der Schlachter nickte.

»Wirklich einfach so?«

»Ja, wir müssen weg. Eine andere Möglichkeit sehe ich für uns wirklich nicht. Wenn andere in den Morgenstunden die Leiche entdecken und es sich herumspricht, tun wir so, als wäre nichts geschehen. Wir haben nichts gesehen, da müssen wir uns einig sein. Oder?«

Die Männer brauchten nicht näher darüber nachzudenken. Der schnell gefaßte Entschluß war am besten. Die Leute im Dorf durften von ihrem Wissen nichts erfahren, das hatten sie sich fest vorgenommen, und sie würden eisern schweigen.

»Ich rieche keinen Rauch«, flüsterte der Schlachter. »Wenn man etwas verbrannt hat, hängt der noch lange in den Räumen…«

»Das ist egal«, widersprach der Wirt.

»Ich meinte ja nur.«

Der Mann mit der Laterne hatte sich bereits gedreht und ging auf den Seitenausgang zu. Sein Licht strahlte in eine andere Richtung, so daß die anderen beiden Männer im Dunkeln zurückblieben. Sie beeilten sich, den Totengräber einzuholen.

Der stand schon an der Tür. Nach unten fiel der Lampenschein und ließ das Eis glänzen. Der letzte zog die Tür zu. Mit einem schnackenden Laut fiel sie ins Schloß.

Dann gingen sie.

Noch immer wurde die Laterne vom Totengräber gehalten.

»Mach sie aus!« zischte der Schlachter. »Niemand soll uns sehen.«

»Okay.« Eine Glasseite wurde hoch geschoben, damit die Kerze durch ein kurzes Pusten gelöscht werden konnte.

Es wurde dunkel.

Bis auf einen roten Fleck!

Der irritierte die Männer, denn der leuchtete links von ihnen, und sie hatten ihn auf dem Hinweg nicht gesehen. Der mußte entstanden sein, als sie sich im Leichenhaus befanden.

»Was ist das?« fragte der Wirt. Als er von den beiden keine Antwort

bekam, überwand er sich selbst und schritt auf den leuchtenden Punkt zu. Die anderen beiden ließen ihn gehen. Sie waren froh, daß ihnen jemand die Arbeit abnahm.

Neben dem Fleck blieb der Wirt stehen. Er bückte sich sogar, dann schnellte er in die Höhe, und die anderen hörten seinen überraschten Ruf, aus dem schon die Angst sprach.

Totengräber und Schlachter schauten sich an. Keiner wollte den Anfang machen und loslaufen. Dafür sahen sie das heftige Winken ihres Freundes. Nun mußten sie los.

Der Wirt zitterte. Dieser Anblick auf dem Boden hatte ihn härter getroffen als der Staub im Sarg.

»Was ist das denn?« hauchte der Schlachter.

»Erkennst du es nicht?« wurde er gefragt.

»Nein!«

Der Wirt lachte unecht, bevor er sich umdrehte und sein kaltes wachsbleiches Gesicht in die Nähe der beiden anderen brachte. »Das ist ein Hufabdruck«, hauchte er. »Aber ein ganz bestimmter. Es ist der Abdruck des Leibhaftigen. Er hat uns besucht. Der Teufel war hier!«

***

Der letzte Teil der Erklärung war allen unter die Haut gefahren. Sie standen da mit offenen Mündern und wachsbleichen Gesichtern.

Niemand war fähig, auch nur ein Wort zu sagen. Über ihre Rücken hatte sich eine zweite Haut gelegt, bis sich der Metzger ein Herz faßte, in die Knie ging und den Abdruck untersuchte.

Er tastete ihn nicht an, schaute nur sehr genau und gab eine Erklärung ab. »Ja, das ist er. Das ist der Abdruck des Teufels. Seht genau her. In der Mitte des Pferdehufs sehe ich die Fratze des Satans.« Er kam wieder hoch und schüttelte sich dabei. Sein Gesicht war zur grauen Maske geworden. Nur die Lippen bewegten sich bei der folgenden Frage. »Der Leibhaftige hinkt doch. Er hat einen Pferdefuß, und den sehen wir genau vor uns, Freunde. Er war hier. In unserem Dorf und hat sein Zeichen hinterlassen.«

Die anderen stimmten ihm zu. Sie überlegten. Der Totengräber sprach das aus, was seine beiden Begleiter dachten. »Dann muß sich der Teufel das Mädchen geholt haben.«

»Ja, so sehen wir es.«

»Warum?«

Diese Frage konnte niemand beantworten. Keiner wußte den Grund, aber jeder hatte Angst.

Die Kälte drückte. Sie war wie eine Last, die irgendwann Schmerzen im Kopf und an den Gliedern verursachte. Aber keiner der Männer kümmerte sich darum. Sie hatten eine furchtbare Entdeckung gemacht, über die sie schweigen wollten.

Konnten sie das noch?

Die Hand des Schlachters wischte über das Gesicht und schabte Eiskristalle von der Haut. »Es ist gut«, sagte er. »Verdammt, es ist gut, und ich will hier nicht mehr bleiben. Laßt uns verschwinden.«

»Und was sagen wir den anderen?«

Der Schlachter starrte den Gastwirt an. »Nichts, wir haben nichts gesehen, wir tun genauso überrascht wie die übrigen Leute, falls sie die Spur entdecken sollten. Es muß unser Geheimnis bleiben, versteht ihr. Nur unser Geheimnis.«

»Ja, wir verstehen.«

»Dann ist es gut. Und jetzt laßt uns gehen.«

»Kein Wort zu deiner Frau!« drohte der Totengräber dem Gastwirt. »Verstanden?«

»Ja, ja…«

Die drei nahmen den kürzesten Weg, und der führte über die breiteste Straße des Ortes, eine Art Hauptweg, der Devon in zwei Hälften teilte. Sie sahen es, noch bevor sie die Straße erreicht hatten.

Es war für sie der Schrecken, das kalte Entsetzen, denn die Straße zeigte sich auf eine unheimliche Art und Weise erleuchtet.

Laternen trugen daran nicht die Schuld. Im gesamten Ort gab es nicht eine einzige.

Es waren die rotgelben Spuren, die den Männern die heiße Angst einjagten.

Dunkelrot der Abdruck des Hufes, aber gelb schimmernd die Teufelsfratze in seinem unten offenen Ring.

Und sie war überall.

Auf der Straße zog sie ihre Spur bis zum Dorf ende, wo die Spuren nicht mehr so deutlich erkannt werden konnten und allmählich verwischten. Gleichzeitig entdeckten sie die Abdrücke auch auf den Hauswänden und sogar auf den niedrigen Dächern, die an ihren Seiten weit heruntergezogen waren. Dort malten sie sich ab, übergroß, deutlich zu erkennen, und sie leuchteten in der Dunkelheit in einem kalten, fahlen, irgendwie grausamen Schein. Satan hatte seine Spuren hinterlassen. Er war durch das Dorf geschlichen, ohne von den Bewohnern bemerkt zu werden. Regelrecht heimgesucht hatte er den kleinen Ort.

Die Männer hatten Angst.

Sie sprachen nicht, sie standen stumm da und spürten auch nicht die beißende Kälte. Der Anblick dieser Spuren hatte die drei bis ins Mark hinein getroffen.

»Was sollen wir denn jetzt tun?« Der Totengräber fand als erster die Sprache zurück.

»Verschwinden«, sagte der Wirt.

»Und dann?«

»Sind wir weg.«
»Nein!« mischte sich der Schlachter ein. Seine Stimme zitterte.
»Das können wir nicht so ohne weiteres hinnehmen. Wir müssen es melden.«
Er erntete ein krächzendes Lachen von seinem Nebenmann, dem Wirt. »Wem denn? Dem Grafen oder dem König?«
»Unsinn. Dem Pfarrer.«
Nach diesem Vorschlag schwiegen die drei Männer. Sie waren einfach sprachlos geworden, denn keiner der beiden anderen wäre auf diesen Gedanken gekommen.
»Du willst zum Pfarrer?« fragte der Wirt mit klappernden Zähnen.
»Ja.«
»Freiwillig?«
»Auch das.«
»Verrückt ist das. Nur verrückt. Der Pfarrer wird dich scheuchen, darauf kannst du dich verlassen. Wenn der dich sieht, tritt er dir in den Hintern…«
»Hier war der Teufel zu Besuch!«
»Und?«
»Wir kommen gegen ihn nicht an!« erklärte der Schlachter. »Da könnt ihr sagen, was ihr wollt.«
Die beiden anderen überlegten. Vielleicht war es die Kälte, die sie zwang, einen Kompromiß einzugehen. Zögernd stimmten sie zu, und so machten sich die drei Männer auf den Weg zum Pfarrhaus.
Das kannte jeder von ihnen, auch wenn er nicht in die Kirche ging. Und begleitet auf ihrem Weg wurden sie von den unheimlichen Spuren, die sich nicht allein tief in die dicke Eisschicht gefressen hatten, sondernauch in das Mauerwerk der Häuser und der grauen Dachschindeln.
Sie waren überall zu sehen, hatten sich im gesamten Dorf verteilt.
Leuchteten in ihrer blutroten und gelben Farbe, selbst auf dem Platz vor der Kirche und dicht an der Tür des Pfarrhauses konnte man sie erkennen.
»Das ist unheimlich«, hauchte der Totengräber.
»Du mußt das ausgerechnet sagen.«
»Ja, verdammt. Du bist in der Kneipe, aber ich hatte immer mit Toten zu tun. Sogar einen Scheintoten hatte ich mal vor Jahren. Das war genauso schlimm, als der plötzlich stöhnte. Nein, dies hier istschlimmer.«
Der Schlachter war schon vorgegangen und stand an der Tür des Pfarrhauses. Er hatte es sorgfältig vermieden, die Spuren zu berühren. Irgendwie schreckte er davor zurück. Um den letzten Abdruck schlug er einen Bogen, bevor er sich beim Pfarrer meldete. Auch wenn der Mann schon schlief, er war es gewohnt, in der Nacht aus dem Bett

getrommelt zu werden, deshalb zog der Mann auch am Seil der Glocke. Er hörte es im Innern des Hauses bimmeln. Nur erfolgte keine Reaktion.

Die anderen beiden waren mittlerweile herangekommen. »Ist er nicht da?« fragte der Wirt.

»Keine Ahnung.«

Der Totengräber dachte praktischer. Er drückte mit der flachen Hand gegen die Tür, und die Männer schauten erstaunt zu, wie sie plötzlich nach innen schwang.

»Die ist ja nicht verschlossen!« hauchte der Schlachter. Der Mann hatte am meisten Angst.

Die Männer waren entsetzt, als sie erkannten, daß der Leibhaftige selbst vor dem Pfarrhaus keinen Respekt gezeigt hatte, denn seine Fußabdrücke befanden sich auch im Gang.

»Er war da!« hauchte der Wirt.

»Gehen wir rein?«

Auf die Frage des Totengräbers gab keiner von ihnen eine Antwort. Jeder wußte, wie mächtig der Teufel war. Dagegen konnte ein einfacher Dorfpfarrer nicht bestehen, und sie rechneten damit, daß der Satan auch den Geistlichen geholt hatte.

»Ich gehe!« entschied der Totengräber. Die beiden anderen wollten nicht feige sein und schritten hinter ihm her. Sorgfältig vermieden sie es, einen der Abdrücke zu berühren. Der Totengräber kannte sich am besten aus. Er wußte, wo der Pfarrer schlief, blieb vor der schlichten Holztür des Schlafzimmers stehen, klopfte an und trat danach ein, als er keine Reaktion bekam.

Auf der Schwelle blieb er stehen und schwenkte seine Lampe, deren Kerze er inzwischen wieder angezündet hatte.

Der Lichtschein fiel von einer Seite auf die andere, berührte die Wände, auch das Bett, und jeder konnte sehen, daß niemand darin lag. Es war nicht einmal benutzt worden.

Der Totengräber drehte sich um. »Ich glaube, der Pfarrer ist überhaupt nicht da.«

»Es gibt doch noch mehr Räume.«

»Sicher.«

Wieder übernahm der Totengräber die Führung. Er ging auf die Tür zu, die der des Schlafzimmers schräg gegenüberlag. Sein Hals war trocken geworden. Im Haus hing noch die Wärme des allmählich verlöschenden Kanonenofens. Es roch nach verbranntem Holz mit harziger Rinde.

Auch das Arbeitszimmer war nicht verschlossen. Sie drückten die Tür nach innen, schauten in die Dunkelheit, bis sie einen Abdruck sahen, der sich neben dem Tisch deutlich abzeichnete.

Auch dort war der Teufel gewesen, genauso wie an der Wand neben

dem Fenster, denn dort befand sich das zweite Zeichen.

Zögernd setzte der Mann seinen Schritt über die Schwelle. Er fühlte sich überhaupt nicht wohl, sein Magen schien zu brennen, der Kloß im Hals war noch dicker geworden, auf Zehenspitzen ging er vor, blieb stehen und schwenkte die Lampe.

Wiederum wurden Teile des Raumes für Sekunden aus der Finsternis gerissen, bevor die Dunkelheit wieder zurückfiel.

Aber die Zeit hatte gereicht.

Sie alle sahen den Pfarrer.

Er hockte auf einem Stuhl und starrte ihnen in die von der Wärme rot gewordenen Gesichter. Mit der linken Hand hielt der Totengräber die zurückschwingende Fackel an, trat tiefer in den Raum hinein, denn er wollte dem Pfarrer ins Gesicht leuchten.

Schon bald traf der Schein dessen Züge.

Sie waren menschlich, aber verzerrt, als hätte der Mann Schreckliches erlebt. Ohne es auszusprechen, dachte jeder der drei an den Besuch des Teufels, der den Pfarrer hart und voll getroffen haben mußte, weil er auf seinem Stuhl wie eine Statue saß, die sich nicht regte.

Angst stahl sich auf die Gesichter der Dorfbewohner. Der Wirt und der Schlachter wollten verschwinden, ihr Kumpan nicht, er mußte es einfach genau wissen.

Und so ging er auf den Pfarrer zu.

Nur seine Schritte waren zu hören. Die Holzdielen bogen sich unter seinem Gewicht. Durch das Fenster mit den Eisblumen an der Außenseite fiel ein fahler Schatten.

Noch trennte eine Tischbreite den Pfarrer vom Totengräber. Der Geistliche saß da, als wäre er tot. Daran dachte auch der Totengräber, als er ihn anschaute.

Er hatte sich geirrt.

Plötzlich geriet Bewegung in die Gestalt. Mit einem Ruck schoß er in die Höhe. Er breitete beide Arme aus, so daß er fast die Form eines Kreuzes annahm. Seine Augen wurden zu rotierenden roten Rädern, die Fratze des Satans schob sich über sein Gesicht, und aus dem weit aufgerissenen Maul, das doppelt so groß wirkte wie der Mund des Menschen, drang ein furchtbarer Schrei.

Mit ihm zusammen schoß eine Flammensäule tief aus dem Rachen hervor und peitschte gegen den Totengräber.

Ausweichen konnte er nicht mehr.

Er spürte noch den mörderisch heißen Hauch aus der tiefsten Hölle, wurde umwabert und verbrannte innerhalb einer einzigen Sekunde zu rötlich schimmerndem Staub, der seine Gestalt noch für den Moment zusammenhielt, bevor der Aschehaufen zu Boden sank.

Die anderen beiden bekamen noch die Zeit, auf das grauenerregende

Monstrum zu schauen, dessen Maul das Feuer der Hölle ausspie, bevor auch sie erfaßt wurden.

Den Wirt erwischte es in der Drehung. Er war viel zu langsam.

Von der Seite her fauchte ihm die Feuersäule entgegen, die ihn innerhalb eines Lidschlags zusammenschmolz.

Als Ascherest sank er zu Boden.

Wie auch der Schlachter, der es noch bis zur Schwelle schaffte und dort ebenfalls erwischt wurde.

Die Hölle hatte gesiegt.

Und Devon wurde damit zu einem verfluchten Ort…

***

130 Jahre später!

Für mich begann die Geschichte oder der Fall an einem Morgen im August, zudem an einem Montag, der nicht gerade zu meinen Glückstagen zählte, weil schon des öfteren am Wochenanfang Fälle auf mich zugekommen waren, die ich überhaupt nicht mochte und ich deshalb immer mit einem unguten Gefühl ins Büro fuhr.

Suko erging es da nicht viel besser, nur schimpfte er nicht wie ich herum, sondern saß neben mir, las die Zeitung und kümmerte sich nicht um den Verkehr.

Die Nachrichten trugen ebenfalls nicht dazu bei, meine Stimmung zu steigern. Trotz des berühmten Sommerlochs war zuviel Schreckliches in der Welt geschehen.

Auch der Londoner Teil der Zeitung hatte es in sich. Am Wochenende war wieder einiges geschehen. Schlimme Dinge, wie Raub, Mord, Totschlag und Familien-Tragödien.

»Hör auf«, wies ich meinen Partner an. »Auf diese Weekend News kann ich verzichten.«

Suko faltete die Zeitung zusammen. »Was hast du eigentlich an den beiden Tagen unternommen?«

»Im Gegensatz zu dir war ich im Haus.«

»Soll das ein Vorwurf sein, weil ich mit Shao aufs Land gefahren bin? Das war ich ihr schließlich schuldig. Sie hat in der letzten Zeit verdammt viel einstecken müssen. Die Sache mit den Geishas ist auch nicht spurlos an ihr vorübergegangen…«

»Ich sage ja nichts. Aber ich hatte mich am Samstag flachgelegt.«

»Allein?«

»Natürlich, du Grinser. Ich wollte mich mal ausruhen, schlafen, in die Glotze schauen.«

»Wobei dir der Journalistenstreik in die Quere kam…«

»Auch das. Aber ich schaltete auf die privaten Sender um.«

»Auch Totenkopf-TV?«

»Werde jetzt nicht ironisch. Du ärgerst dich ja nur, daß Shao dich mit

rausgeschleppt hat.«

»Es war ganz nett.«

In der Tat war Suko von dem Vorschlag nicht begeistert gewesen, das hatte er mir am Freitag noch erzählt, aber wenn man mit einem Menschen zusammenlebt, muß man Kompromisse schließen.

»Und was hast du gestern gemacht?«

»Da war ich in einem Pub. So ein Nobelding, das neu eröffnet hat. Habe etwas gegessen und auch getrunken.«

»Nichts abgeschleppt?«

»Bis auf das Sodbrennen nicht.«

»Du Pechvogel. Wo doch gerade in diesen neuen Schuppen immer die superscharfen Girls herumhängen, die so lässig tun und doch nur darauf warten, daß sie angemacht werden.«

»Du kennst dich aber aus.«

»Ist alles nur auf dienstliche Aufträge zurückzuführen!« lachte mein Freund.

»Ja, ja, das sage ich auch immer.«

Das Gespräch klang aus, zudem hatten wir unser Ziel erreicht, und ich fuhr auf den kleinen Parkplatz, wo ich für meinen silbergrauen Bentley einen Stammplatz besaß.

Dort stellte ich ihn ab.

Als wir ausstiegen, reckten wir unsere müden Glieder. Die Fahrt hatte ziemlich lange gedauert.

Ich schaute zum Himmel.

Grau wie fast immer in diesem Sommer, der irgendwie ein warmer Winter war. Was in der letzten Zeit an Regen aus den Wolken geflossen war, ging auf keine Kuhhaut. Und die Geschäfte wurden ihre Sommerkleidung einfach nicht los.

Das war nicht mein Problem, mir war es nur gerade eingefallen.

Für Suko und mich gab es sicherlich andere Dinge in dieser Woche, um die wir uns kümmern mußten.

Pünktlich waren wir auch nicht. Fünf Minuten zu spät. Ich sah sie als akademische Zeitspanne an, außerdem waren wir nicht die einzigen Kollegen, die sich in die Fahrstühle drängten. Die meisten gehörten der Verwaltung an, ihre Gesichter waren ebenfalls von der ungeheuren »Arbeitswut« gezeichnet, die in ihnen steckte.

Wir fuhren als einzige höher, Schon auf dem Gang nahmen wir Kaffeegeruch wahr. Meine Stimmung besserte sich.

»Wenn ihr immer mit der nötigen Verspätung kommt, ist der Kaffee schon fertig«, begrüßte uns Glenda mit einem strahlenden Montagslächeln.

»Und mein Tee?« fragte Suko.

»Ist schon da.«

Ich ging auf Glenda zu. »Laß dich anschauen, Mädchen«, sagte ich

und deutete auf ihre Kleidung. »Neu?«
»Ausverkauf. Ich war vorgestern unterwegs.«
»Stark, wirklich«, kommentierte ich und meinte damit ihren neuen Jeansanzug, der aus hellblauem Stoff gefertigt war. Das Besondere an ihm waren die langen Reißverschlüsse an den Ärmeln und den Hosenbeinen.
Die Verschlüsse hatte Glenda nach unten gezogen, so daß die Falten aufgeklappt waren und ein kanariengelber Stoff zum Vorschein gekommen war, den der geschlossene Reißverschluß sonst verdeckte. Die Haare hatte sich Glenda auch schneiden lassen. Sie trug sie jetzt ziemlich kurz und strähnig gelegt.
»Wie neu erschaffen«, sagte ich.
»Das meine ich auch.«
»Aber *ich* bin noch immer der alte, meine Herren.«
Ich drehte mich gar nicht um, weil ich die Stimme kannte. Sir James wartete bereits auf uns, und zwar in unserem gemeinsamen Büro, das sich an Glendas Vorzimmer anschloß.
»Den Kaffee erlauben Sie mir doch, Sir?«
»Ja, auch wenn Sie sich verspätet haben.«
Das mußte ja kommen. Ich wollte nicht gegeneinander aufrechnen, nahm meine Tasse, Suko seine ebenfalls, und wir folgten unserem Chef in unser Büro.
Superintendent Sir James Powell nahm auf dem Besucherstuhl Platz, während wir uns auf die angestammten Plätze setzten.
Mir fiel sofort etwas auf. Es waren die mit römischen Ziffern beschrifteten drei Plastikbeutel, die auf meinem Schreibtisch in einer Reihe standen und einen grauweißen Staub enthielten.
Montagmorgen – Kummer und Sorgen, dachte ich und deutete auf die drei Beutel. »Ist das unser Problem?«
»Ja.«
Ich nahm einen Schluck Kaffee und schaute meinen Chef ebenso fragend an wie Suko.
Sir James rückte die Brille mit den dicken Gläsern hoch. Er wirkte irgendwie knurrig. Vielleicht hatte er Ärger im Club gehabt, wo er seine freie Zeit stets verbrachte. Einem alten Junggesellen wie ihm blieb auch kaum etwas anderes übrig.
»Ist das Staub?«
Sir James schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht. Ich würde es vielmehr als Asche bezeichnen.«
»Asche von wem?«
»Von drei verschiedenen Menschen!«
Verdammt, diese Antwort auf fast nüchterne Magen und dazu noch an einem Montag zu hören, war nicht gerade arbeitsfördernd.
Meine gute Laune verschwand, man sah es mir bestimmt an. Auch

Suko schaute ziemlich erstaunt aus der Wäsche.
»Sie sagen ja nichts.«
»Uns fehlen die Worte, Sir.«
»Das kann ich mir vorstellen, aber ich habe Ihnen keinen Bären aufgebunden. Dieser Staub stammt tatsächlich von drei verschiedenen Menschen, die verbrannt sind.«
»Und was haben wir damit zu tun?«
Da wurde unser Chef nachdenklich. »Sie, Gentlemen, sollen herausfinden, ob es sich bei diesem Feuer tatsächlich um ein normales gehandelt hat. Gewisse Anzeichen deuteten darauf hin, daß noch ein anderer die Hände im Spiel haben konnte.«
»Asmodis?«
»Genau, John. So wie diese Menschen verbrannt sind, ohne knochenartige Rückstände zu hinterlassen, das deutet einfach auf den Teufel hin. Es gibt keine andere Lösung.«
Ich zündete mir meine erste Zigarette an diesem Tage an und blies den Rauch gegen die Schreibtischplatte. »Gehen Sie nur davon aus, oder stimmt es tatsächlich?«
»Sie sollten es herausfinden.«
»Und wo?«
»In der Provinz Devon. Der Ort, in den Sie fahren sollen, trägt übrigens den gleichen Namen.«
Ich rief in meinem Hirn die Informationen ab, die ich über Devon wußte. Es lag auf einer Halbinsel, zusammen mit Cornwall, aber nordöstlich davon. Bekannt geworden war Devon durch seinen Exmoor National Park. Und die größte Stadt der Provinz hieß Exeter.
Dort befand sich auch ein gewaltiges Schloß, das immer wieder zahlreiche Besucher und Touristen anzog.
»Was ist denn dort genau geschehen?« wollte Suko wissen.
»Ich kann Ihnen nur sagen, was man mir übermittelt hat. Drei Menschen sind innerhalb einer Woche gestorben. Das wäre nichts Unnormales gewesen, wenn man von den Verstorbenen mehr als nur die Asche gefunden hätte. Von den Knochen oder übrigen Körperteilen war nichts mehr zurückgeblieben. Die sind des Nachts und im Schlaf verbrannt, wobei das Feuer nur die Körper erwischt und die Betten oder Decken nicht einmal angesengt hat. Das ist auch noch eines der Rätsel.«
Ich lächelte schmal. »Wie ich Sie kenne, Sir, kommt noch ein zweites hinzu.«
»Ja, die Fußspuren.«
Ich fürchte die Stirn. »Welcher Art?«
»Es hat Zeugen gegeben, die erklärten, daß sie die Spuren des Leibhaftigen gesehen hätten. In einer bestimmten Nacht hatten sie sich deutlich auf der Straße abgezeichnet. Hufabdrücke mit dem

Schädel des Satans darin. Soweit die Zeugen.«

»Die verläßlich sind?« Suko hatte die Frage gestellt.

»Das sollen Sie beide eben herausfinden, meine Herren.« Sir James räusperte sich. »Die zuständigen Behörden wußten nicht mehr weiter. Sie schalteten uns ein. Ich ließ die Asche von den Wissenschaftlern untersuchen. Es wurde eindeutig festgestellt, daß es sich dabei um menschliche Überreste handelte.«

Mich schauderte bei dieser Vorstellung. Andererseits wußte ich auch, wie gefährlich das Feuer der Hölle sein konnte. Es waren keine normalen Flammen, die man mit einfachem Wasser löschen konnte, man mußte Magie aufbieten. Zum Beispiel mit meinem Kreuz.

»Und sonst gibt es nichts Außergewöhnliches? Keine Spuren, ich meine nicht die Abdrücke, sondern mehr reale, wie sie für einen Kriminalisten wichtig sind. Sie haben einen Bericht bekommen, Sir?«

»Ja, habe ich. Eines ist mir dabei aufgefallen. Es stand wenigstens darin, ob es von Bedeutung ist, weiß ich nicht. Während dieser schrecklichen Vorgänge haben die Menschen im Dorf Besuch bekommen. Zigeuner waren es, die sich Devon als Quartier ausgesucht haben. Ihnen schiebt man einen Teil der Schuld in die Schuhe.«

»Hat man Gründe?«

»Keine Ahnung.«

Ich drückte die Zigarette aus. Immer wieder wurden Zigeuner diskriminiert. Ich mochte es nicht, wenn man sie als Menschen zweiter Klasse behandelte. Sie waren Menschen wie wir und sollten auch so behandelt werden.

Ich mußte allerdings auch zugeben, daß gerade Zigeuner einiges über Schwarze Magie wußten. Sie waren manchmal sehr gläubig.

Nur vermischten sich bei ihnen Glaube und Aberglaube zu einem gefährlichen Konglomerat.

Jedenfalls würde ich mich unvoreingenommen mit den Leuten beschäftigen.

»Alles klar?« fragte Sir James.

»Nichts ist klar, dann würden wir ja nicht zu fahren brauchen.«

Unser Chef lachte. »Schwingen Sie sich in Ihren Wagen. Sie werden schon herausbekommen, was es mit der Spur des Teufels auf sich hat. Ich höre dann von Ihnen.« Er nickte uns noch einmal zu und verließ den Raum, während wir dasaßen und ins Grübeln verfielen.

»Begeistert?« fragte Suko.

»Kaum.«

»Ich auch nicht.«

»Dabei dachte ich an ein paar ruhige Tage in London mit einem Computer.«

Suko verstand nicht und schüttelte den Kopf. »Wie kommst du denn darauf?«

»Nur so. Mir fiel wieder die Spur des Victor de Valois ein, die wir noch immer nicht gefunden haben. Irgendwie scheint sich dieser Mann schon damals unsichtbar gemacht zu haben.«

Suko winkte ab. »Sei froh, daß wir dieses Problem noch vor uns herschieben können.«

»Hoffentlich.«

Im Büro hatten wir nichts mehr zu suchen, standen auf und blieben noch kurz bei Glenda.

Sie drehte sich auf dem Stuhl vor ihrer Schreibmaschine und lächelte uns an. »Geht es wieder auf Reisen?«

»Ja.«

»Devon, nicht?«

Ich grinste. »Du bist wie immer gut informiert.«

»Das muß man auch sein«, erwiderte sie. In ihre Augen trat ein ernster Ausdruck. »Kommt gesund wieder, ja?« sagte sie leise.

Ich nickte. »Wir werden uns jedenfalls bemühen…«

***

Als sie durch das Dorf ging, beschlich sie ein komisches Gefühl, und über ihren Rücken lief ein kalter Schauer. Ihr Vater hatte sie gelehrt, alle Menschen zu achten, aber was tat man, wenn man selbst von den anderen verachtet wurde, nur weil man anders aussah?

Sie war neunzehn, war hübsch, besaß einen dunklen Teint, hatte das schwarze Haar unter einem blauen Kopftuch versteckt und trug eine ebenfalls blaue Bluse mit weißen Stickereien, die ihre Großmutter gefertigt hatte. Auch als Angehörige des Zigeunervolkes konnte sie auf Jeans nicht verzichten, die so eng saßen wie eine zweite Haut und ihre Figur nachzeichneten. So deutlich, daß in zahlreiche Männeraugen das gewisse Funkeln trat und die Leute leicht unruhig wurden.

Der Ort Devon, ein Mittelding zwischen Dorf und Kleinstadt, besaß zwar keine Einkaufspassage, aber es gab an der Durchgangsstraße nach Exeter zahlreiche Geschäfte. Man hatte dem Mädchen den Auftrag gegeben, dort einzukaufen. Vor allen Dingen Babynahrung für ihren fünf Monate alten Bruder.

Sarita, das Zigeunermädchen, ging sehr langsam, obwohl sie am liebsten gerannt wäre. Jeder Schritt kostete sie Überwindung, in den Oberschenkeln spürte sie jedesmal ein Zittern, und manchmal hatte sie auch regelrecht Angst, wenn ihr die Bewohner entgegenkamen und sie mit feindlichen Blicken musterten.

Sie war aufgeklärt worden, wie Zigeuner von den anderen Menschen betrachtet wurden, aber sosehr sie sich auch anstrengte, einen Grund dafür wußte sie nicht.

Sicher, es gab unter allen Menschen solche und solche. Auch unter

dem fahrenden Volk. Da sah Sarita keinen Unterschied, nur fielen die Zigeuner eben mehr auf.

Die Gründe lagen nicht nur bei ihnen, auch bei denjenigen, zwischen denen sie wohnen sollten, denn diese Spießbürger gingen hoch, wenn sie hörten, daß Zigeuner angesiedelt werden sollten.

An diese Probleme dachte sie, als sie von finsteren Blicken verfolgt, an der Häuserzeile entlangstrich.

Es war Morgen.

Geregnet hatte es in der Nacht. Auf der Straße glänzten noch die feuchten Flecken. Die Sonne wollte nicht richtig durchkommen, blaßgraue Dunstwolken hatten sich vor den hellen Ball geschoben und filterten ihre warmen Auguststrahlen ab.

Sarita passierte eine kleine Eisenwarenhandlung. Ein junger Verkäufer stellte einen Korb mit kleinen Gartengeräten nach draußen, sah das Mädchen und verschwand schnell im Laden, als er einen Blick in Saritas Gesicht geworfen hatte.

Die junge Zigeunerin biß die Zähne zusammen. So war es fast immer. Man begegnete ihr mit großem Mißtrauen und auch mit Angst. Dabei wollte sie nichts als Frieden.

Ihr Camp befand sich auch außerhalb des Dorfes. Sie wären auch wieder gefahren, aber Tasso hatte darauf bestanden, zu bleiben, weil dieser Platz schon seit Jahrzehnten von den Zigeunersippen angefahren wurde und er auch seine Geschichte besaß.

Eine sehr schlimme Geschichte, wie Sarita wußte. Sie hätten nicht haltgemacht, doch Tasso hatte es so gewollt, weil er ein- für allemal mit den Dingen aufräumen wollte.

Er hatte es nicht geschafft, denn in den letzten Tagen war Schreckliches geschehen, und die Stimmung im Ort war radikal umgeschlagen. Sie richtete sich voll gegen die Zigeuner.

Aus diesem Grund hatte das Mädchen große Angst. Aber ihr war gesagt worden, daß man sich nicht immer ducken oder davonlaufen konnte.

Sie bedachte den jungen Mann, der seine Waren vor ihr in Sicherheit gebracht hatte, mit einem spöttischen Blick und ging weiter.

Das übernächste Geschäft mußte sie betreten. Es war eine Drogerie.

Man konnte dort von der Tablette über Rasierwasser bis hin zur Toilettenpapierrolle alles kaufen.

Aufgemacht war der Laden wie der eines Krämers. Vieles war in die alten Holzregale gepackt worden, einiges stand auch herum und war übereinandergestapelt worden.

Zwei Kundinnen befanden sich im Geschäft. Sie hatten schon eingekauft und führten mit dem Besitzer, einem pausbäckigen Mann, ein Gespräch.

Die Glocke über der Tür bimmelte melodisch, als Sarita eintrat und

sich ein wenig schüchtern umschaute, bevor sie einen morgendlichen Gruß entbot.

Ihr Englisch klang etwas hart. Man hörte, daß es nicht ihre Muttersprache war.

Das Gespräch der Kundinnen verstummte. Auch der grauhaarige Besitzer sagte nichts. Von einem Augenblick zum anderen war es in dem Geschäft totenstill geworden. Dann waren die Schritte des Mädchens zu hören, als sie sich auf den Bohlen der Verkaufstheke näherte.

Mißtrauische Blicke trafen sie. Augen verengten sich zu Schlitzen.

Lippen wurden hart aufeinandergepreßt. Die Mimik der Frauen und des Besitzers signalisierte Abwehr.

Western-Regisseure erzeugen die gleiche Stimmung auf der Leinwand, wenn der Bösewicht die Szene betritt. Auch dann herrscht betretenes Schweigen und eine gewisse Angst sowie Abwehrbereitschaft.

Sarita merkte das alles sehr wohl. Es fiel ihr schwer, auf ihr Ziel loszusteuern. Am liebsten hätte sie sich umgedreht und wäre verschwunden, das ging nicht mehr, außerdem wollte sie es wissen.

Einen innerlichen Ruck mußte sie sich schon geben und dachte daran, daß auch sie Selbstbewußtsein besaß.

Sie war kein Mensch zweiter Klasse.

»Guten Morgen!«

Ihr Gruß wurde nicht erwidert. Die Kundinnen und der Mann schwiegen, nur ihre Gesichter verfinsterten sich noch mehr.

Sarita nahm es hin. Nur eine leichte Röte stieg in ihre schmalen Wangen, die sich oberhalb des sanft geschwungenen Mundes hinzogen, der ebenso auffallend war wie die feinen Augenbrauen und dunkelblauen Augen darunter.

Ihr Lächeln fiel unsicher aus, was sie ärgerte. Aus der Umhängetasche holte sie ihre Geldbörse und zählte einen bestimmten Betrag ab, den sie auf die Holztheke legte.

»Ich möchte ein Paket Windeln kaufen«, sagte sie leise.

Eine Kundin lachte, hörte aber schnell auf, weil niemand mit einstimmte. Dafür sagte die korpulente Frau von etwa 60 Jahren. »Ich wußte gar nicht, Jack, daß du auch an Zigeuner etwas verkaufst. Ich jedenfalls würde ein solches Geschäft meiden.«

Die andere Tante nickte heftig.

Der Drogist sah sich in die Enge getrieben. Er reagierte so, wie es sich die beiden vorstellten. »Zigeuner kriegen bei mir nichts«, sagte er. »Sie verpesten die Luft.«

Sarita zuckte zusammen. So schlimm hatte sie es sich nicht vorgestellt. Jetzt schoß ihr die Röte voll ins Gesicht. Im ersten Augenblick konnte sie nichts erwidern. Sie stand auf dem Fleck und

merkte, wie sie innerlich zitterte.

»Gehen Sie!« verlangte der Besitzer. Er wischte seine feuchten Hände am weißen Kittel ab.

Sarita wollte es nicht glauben. Sie schüttelte den Kopf. Flüsternd sagte sie: »Aber ich bezahle doch die Windeln.«

»Das ist mir egal.«

Die beiden Kundinnen nickten dazu.

Der Besitzer sah dies als Aufforderung an, noch einen Zahn zuzulegen. »Verschwinde aus meinem Geschäft!« verlangte er, »sonst hole ich die Polizei. Die schmeißt dich dann raus.«

Es war kaum zu fassen. Sarita wäre fast im Boden versunken. »So etwas kann es doch nicht geben«, flüsterte sie. »Wir sind doch nicht im Mittelalter. Ich bin ein Mensch wie ihr…«

»Mit dir möchte ich nicht verglichen werden«, ereiferte sich die Kundin, die zuerst gesprochen hatte. Sarita drehte den Kopf. »In welch einer Welt leben Sie eigentlich?«

»Bisher in einer guten.«

»Das soll auch so bleiben, ich wünsche es Ihnen. Sind Sie eigentlich gläubig?«

»Natürlich.«

»Dann müßten Sie wissen, daß vor Gott alle Menschen gleich sind. Er macht keine Unterschiede. Ob Zigeuner, Indianer, Neger oder Chinese. Mensch bleibt Mensch, egal, woher er kommt und welche Hautfarbe er hat. Vielleicht sollten Sie darüber einmal nachdenken.«

Die Frau verzog die Lippen. »Muß ich mich in deinem Laden von diesem Zigeunerbalg eigentlich belehren lassen?«

»Nein, das brauchst du nicht.« Der Besitzer lief um die Verkaufstheke herum, erreichte die Tür, öffnete sie und hielt sie auch offen, so daß Sarita hinausgehen konnte.

Sie blieb stehen.

»Verschwinde!« schrie der Mann so laut, daß einige Passantenaufmerksam wurden und stehenblieben.

»Nein!« reagierte Sarita trotzig. »Erst wenn ihr einseht, daß alle Menschen gleich sind. Außerdem möchte ich Windeln kaufen.«

»Verschwinde, du Satansbrut!«

»Ja, ja!« Die Frau ereiferte sich weiter. Ihre Augen wurden dabei groß. »Das war der richtige Ausdruck. Satansbrut. Sie steht mit dem Teufel im Bunde. Seit die Zigeuner hier sind, leben wir in Angst und Schrecken. Sie sind es schuld. Nur sie allein. Drei Tote, dreimal Asche… ich glaube, den Mörder zu kennen.«

Sarita fuhr herum. »Meinen Sie mich?«

»Sehr richtig!«

Das Mädchen konnte sich nicht mehr beherrschen. Es hatte genügend Demütigungen einstecken müssen, dies mußte einfach raus.

Der Schlag kam ohne Vorwarnung. Ein blitzschnell geführter Hieb, den die Kundin nicht kommen sah. Sie hörte nur das Klatschen gegen ihre rechte Wange, der Kopf flog nach links, und dann hatte sie das Gefühl, von einer Flamme gestreift zu werden, so heiß wurde die Haut.

Vor Schreck war sie sprachlos geworden. Anders die zweite Kundin. Die regte sich plötzlich auf. »Habt ihr das gesehen?« schrie sie dem Besitzer und den vor dem Laden stehenden Neugierigen zu.

»Habt ihr das mitbekommen? Ein billiges Zigeunerflittchen hat einen von uns geschlagen! Stellt euch das vor. Sie hat es gewagt…«

Da sie sich verschluckte, sprach sie nicht mehr weiter, aber ihre Augen strahlten einen fürchterlichen Haß aus.

Die Geschlagene hatte sich wieder gefangen. Auch sie reagierte voller Wut und Haß. »So ist es. Ich bin vielleicht das nächste Opfer, von demnur Asche zurückbleibt. Dieses Zigeunerweib ist mit dem Teufel im Bunde. Ich spüre es, und ich will nicht zu Asche werden. Man sollte sie und das ganze Pack da draußen verbrennen.«

Sarita glaubte, sich verhört zu haben. Sie wußte natürlich von den drei Todesfällen in Devon, kannte aber keine Einzelheiten. Allmählich wurde ihr klar, daß man sie in eine fürchterliche Lage hineinmanövriert hatte. Man brachte sie mit dem Teufel in Verbindung, und die vor dem Laden stehenden Gaffer trafen keinerlei Anstalten, ihr beizustehen. Im Gegenteil. Sie zogen den Ring auf einmal enger.

Der Ausdruck ihrer Gesichter versteinerte. Ihre Augen nahmen dabei einen Ausdruck an, den Sarita kannte.

Sie bekam Angst. Diese Menschen waren schlimm geworden. Sie glaubten daran, daß sie mit dem Teufel im Bunde stand. Aber die Zeiten hätten eigentlich vorbeisein sollen. Das war doch Mittelalter, finsterstes Mittelalter sogar.

»Ich gehe«, sagte sie.

Die folgende Antwort vernichtete ihre Hoffnungen. »Jetzt nicht mehr, Zigeunerweib!«

Der Drogist hatte gesprochen. Auch auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, der Sarita Furcht einflößte. So kalt und menschverachtend. Einfach schlimm…

»Sie können mich nicht festhalten!«

»Wirklich nicht?« Der Mann hatte mit dem Fuß einen Holzkeil herbeigeschoben, dessen Spitze er unter die Türritze drückte, so daß der Eingang festgeklemmt war.

Einige auf dem Gehsteig klatschten Beifall. Diese Geräusche wurden durch ein anderes übertönt.

Durch Motorbrummen.

Typisch für Feuerstühle, die heranschossen. Und plötzlich spritzten

die Gaffer auseinander, denn die beiden Fahrer, die auf ihren hellrot lackierten Maschinen hockten, waren kurzerhand auf den Gehsteig gefahren und hielten die Motorräder erst dicht vor der Tür an. Es hatte fast so ausgesehen, als wollten sie in das Geschäft fahren. Erst kurz vor der Schwelle – der Drogist war zurückgesprungen –, bekamen sie die Maschinen zum Stehen, rutschten aus den Sätteln und bockten sie auf.

Mit synchron lässigen Bewegungen nahmen sie die grauweißen Silberhelme ab, die so gar nicht zu ihrer violettroten Lederkleidung passen wollten, die mit zahlreichen Orden und Ketten geschmückt war.

»Probleme?« fragte einer der beiden.

»Die Listen Brothers!« flüsterte die geschlagene Kundin, in deren Augen ein heimtückisches Leuchten aufglomm, denn sie sah eine Chance, sich zu rächen.

Sonst war sie den Typen aus dem Weg gegangen, jetzt aber sah sie eine Möglichkeit, sie für ihre Zwecke einzuspannen.

Sie sprach Wade Liston, den größeren der beiden, an. Dessen dunkles Haar war im Nacken zu einem Zopf zusammengeflochten.

Er besaß ein bleiches, knochiges Gesicht, auf dessen Wangen sich die dunklen Bartschatten abzeichneten.

»Dieses Zigeunerweib hat mich geschlagen. Es steht mit dem Teufel im Bunde und ist wahrscheinlich für den Tod unserer drei lieben Nachbarn verantwortlich. Keiner traut sich heran. Auf euch haben wir gewartet. Los, packt sie euch und zeigt dieser Hexe, daß man mit uns so nicht umgehen kann. Nicht mit normalen Menschen…«

»Wirklich?« fragte Wade. Er hatte eine kratzige Stimme. Wahrscheinlich trank er zuviel.

»Ja!« bestätigte auch die andere Kundin, und der Drogist nickte so heftig, als hätte er etwas gutzumachen.

»Das ist ja ein Ding!« Wade wandte sich an seinen Bruder, der kleiner war, sich die Haare hatte abschneiden lassen und auf der Kopfhaut ein nacktes Mädchen als Tätowierung besaß. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Röte. Die Augen waren klein und verschwanden fast in den schmalen Spalten. »Was meinst du, Ken? Sollen wir den Typen den Gefallen tun und uns mal um die Kleine kümmern?«

»Die gefällt mir sogar.«

»Mir auch.«

»Aber sie ist eine Hexe. Ihr müßt sie verbrennen. Wegen ihr haben wir drei Tote!« kreischte die Kundin.

»Ja, ich weiß, Betty. Wir glauben dir alles. Du bist wie eine Zeitung auf zwei Beinen. Aber jetzt hau ab, du Schlampe, sonst nehmen wir dich auch vor!«

Betty Jordan erschrak und huschte zur Seite, als die beiden

Rockertypen auf sie zugingen. Die andere Kundin lief direkt mit. Sie waren beide aufgeregt, daß sie einen Stapel Küchenrollen umstießen und sich nicht weiter darum kümmerten.

Auch dem Drogisten war es in diesem Augenblick egal. Er wollte nur das Zigeunermädchen aus dem Laden haben und an ihr ein Exempel statuieren. Er und die anderen Bewohner wagten es nicht, so offen gegen die kleine Zigeunerin vorzugehen.

»Umsonst ist der Tod«, sagte Ken Listen und griff in ein Regal.

Seine Hand umklammerte eine Whiskyflasche. Er nahm sie an sich, sein Bruder Wade holte die zweite, und beide rutschten in die Außentaschen ihrer Lederjacken. »Das wird eine Party!« versprach Ken. »Eine irre Schau, kann ich dir sagen. Unsere Feten vergißt man nicht, Süße!«

Sarita hatte das Gefühl, einen Traum zu erleben. Der Stoß gegen die Verkaufstheke brachte sie wieder zurück in die Realität.

Sie sah die beiden vor sich. Obwohl es Menschen waren, wirkten sie wie eine Mauer. Die Gesichter waren verzogen, ein breites Grinsen hatte sich über sie gelegt, und die Augen funkelten in einer wilden Vorfreude.

Da kam sie nicht weg.

Und der Weg zur Tür?

Sarita schluckte. Sie sah die Menschen zwar, die dort standen, aber sie erkannte auch, daß sie von ihnen keine Gnade zu erwarten hatte. Diese Leute waren brutal, aufgespeicherter Haß kam nun zum Durchbruch. Sie würden es nicht erlauben, daß jemand, der nicht zu ihnen gehörte, dieses Spiel gewann. Das hatten sie eingeläutet, und sie würden es auch zu Ende bringen.

Männer und Frauen versperrten den Weg zur Tür. Auch die beiden Kundinnen hatten sich zu ihnen gesellt. Ihre Gesichter zeigten einen triumphalen Ausdruck, als hätte der Satan von ihnen Besitz ergriffen und wäre noch dabei, sich in ihren Körpern zu manifestieren.

Nicht Sarita war besessen, sondern die anderen. Ein weiser Mann hatte ihr einmal gesagt, daß sich die Hölle überall befindet. In jedem Menschen verborgen, nun kam sie zum Ausbruch.

Über ihren Rücken rann ein Kälteschauer. Die Lippen zitterten, sie merkte, daß sich in ihren Augen Tränenwasser gebildet hatte und wünschte sich weit weg.

Das war nicht möglich.

Und die beiden Kerle gingen gemeinsam vor. Es waren genau diese Schritte, die das Mädchen zum Handeln zwangen.

Sarita hatte entdeckt, daß es am anderen Ende der Theke noch eine schmale Tür gab, die sicherlich in irgendeinen Lagerraum führte.

Das war ihr Ziel.

Die harten Burschen rechneten mit keinem Widerstand. Sie glaubten,

ihre Beute sicher zu haben, strengten sich deshalb nicht besonders an und wurden von den Aktivitäten des Mädchens völlig überrascht und aus der Fassung gebracht.

Sarita drehte sich, stützte sich gleichzeitig an der Theke ab und flankte hinüber.

Es war ein gewaltiger Satz, und Sarita, sehr gelenkig, zudem als Tänzerin ausgebildet, wurde auch nicht durch die Jeans beengt. Sie kam gut auf die andere Seite, stieß sich aber die Schulter an einem Regal, so daß ein Topf mit Lollies kippte, zu Boden schlug und zerbrach. Das war ihr egal.

Sie jagte auf die Tür zu. Ihre Schritte dröhnten auf den Bohlen, während hinter ihr eine kleine Hölle aus keifenden und kreischenden Stimmen losbrach.

»Packt sie!« schrie jemand. »Verdammt, packt sie und haltet sie fest. Sie muß brennen. Sie steht mit dem Satan im Bunde. Sie ist eine Hexe!«

Die beiden Schläger wollten daran zwar nicht so recht glauben, aber sie sahen sich in ihrer Ehre gekränkt, weil einem Opfer die Flucht gelungen war.

Als Sarita die Tür erreicht hatte, sprang Wade Liston an der anderen Seite des Tresens auf die Bohlen.

Sarita riß die Tür auf. Sie schaute nicht mehr zurück, denn sie wußte auch so, was sich hinter ihr abspielte.

Vor ihr lag das Lager.

Düsternis und eine typische Geruchsmischung empfingen sie. Es roch nach zahlreichen Gewürzen, nach Salz, Pfeffer, Aromastoffen und auch nach Seife oder Lauge.

Licht brannte.

Eine trübe Notbeleuchtung, deren Schein kaum die aufgestapelten Kartons und Regale erreichte. Wer sich hier zurechtfinden wollte, mußte sich schon gut auskennen.

Jedes Lager besitzt eine Ausgangstür. Das wußte auch Sarita.

Diese zweite Tür suchte sie voller Verzweiflung. Zuerst rannte sie geradeaus weiter, stolperte über eine Teppichbodenrolle. Fiel zum Glück nicht hin und wandte sich nach rechts.

Dort schimmerte ein graues Rechteck zwischen den Regalen.

Das war die Tür!

Sie lief darauf zu. Ihre Beine bewegten sich hektisch, die Absätze hämmerten auf den Boden, es gab auch glatte Stellen, und sie erreichte die Tür, ohne daß sie von einem ihrer Verfolger angefaßt worden wäre.

Die Enttäuschung traf sie wie eine Eisdusche.

Es war geschlossen!

Sosehr sie auch an der Metallklinke rüttelte, die Tür ließ sich nicht

öffnen.

In dieses Geräusch hinein klang das Lachen doppelt laut. Zudem häßlich und gemein.

Sarita fuhr herum.

Die beiden kamen.

Sie wirkten siegessicher, denn ihre Arme schwangen weit im Rhythmus der Schritte.

Aus ihren kalten, düsteren Augen fixierten sie das Mädchen von oben bis unten, einer löste sich, sprang vor, und Sarita schrie auf, aber der Kerl tat ihr nichts.

Er hatte nur nach ihrem Kopftuch gefaßt und riß es ihr mit einem heftigen Ruck ab.

Die dunkle Haarflut fiel nach unten wie ein langer Bühnenvorhang. Einige Strähnen rutschten nicht nur bis in ihre Stirn, sie fielen auch vor ihre Augen oder blieben auf den Wangen kleben.

»Sieh mal an, Ken, wen wir hier haben«, sagte Wade, der mit den schwarzen Haaren. »Ein sagenhaftes Täubchen. Ich weiß überhauptnicht, weshalb die Kleine sich unbedingt das Kopftuch umgebunden hat. Ohne ist sie doch viel schöner. Oder bist du anderer Ansicht?«

Der Glatzkopf verneinte. Er stand ein wenig im Schatten seines Bruders, weil Wade der intelligentere der beiden war.

Sarita wußte zwar, daß sie gegen die beiden aufgeputschten Typen keine Chance hatte, sie versuchte es trotzdem und verlegte sich auf das Bitten. »Laßt mich gehen!« flüsterte sie. »Bitte, laßt mich in Ruhe! Ich… ich sage es euch. Es hat keinen Sinn. Ich … ich habe euch nichts getan und den anderen auch nichts.«

»Die sind uns scheißegal!« erklärte Ken. »Wir wollen dich. So etwas Gutes haben wir lange nicht mehr gehabt. Du kommst mit, wir suchen uns ein Plätzchen und werden eine wunderschöne Party feiern, du kleine Hexe.«

»Ich bin keine Hexe!«

Sarita hatte so laut geschrien, daß ihre Stimme auch im Laden zu hören gewesen war, auch von denjenigen, die noch immer eine Mauer aus Menschenleibern in der offenen Tür bildeten.

»Jetzt wird sie rangenommen!« flüsterte Betty Jordan, die Frau mit der roten Wange. »Das gönne ich ihr. Ich sage es euch, Leute, das Mädchen hat den Satan im Leib.«

»Woher willst du das wissen, du altes Keifweib?« fragte ein älterer Mann, der später gekommen war.

»Das spürt man!«

»Dann bist du auch vom Teufel besessen. Ein Weib, die soviel Gift und Galle spuckt wie du, habe ich noch nie in meinem Leben gesehen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ach, halt den Mund!«

»Irgendwann holt dich auch der Teufel, Betty Jordan!« Damit war für den Mann die Sache erledigt. Er drehte sich um und verschwand.

Für Sarita fing es erst an. Sie versuchte es mit dem Mut der Verzweiflung. Zwischen den beiden Rockern befand sich eine Lücke. Genau da wollte sie hineinstoßen.

Sarita preschte vor. Sie mußte es einfach schaffen, sonst war alles verloren.

Fast wäre sie durchgekommen, denn sie überraschte Wade Liston mit dem Angriff. Wade taumelte zur Seite. Ken allerdings nicht. Er war kleiner, auch kompakter und stand wie eine Säule, die auch zupacken konnte.

Sarita war fast an ihm vorbei, als seine Hände vorschnellten und zupackten. Sie schrie auf, konnte sich aber aus den Griff nicht befreien.

»Jetzt hab' ich dich!« Mit einem heftigen Ruck holte Ken das Mädchen zu sich heran und preßte es an sich, wobei sein dreckiges Lachen ertönte. Gleichzeitig wanderten seine Hände höher und wuchteten einen Augenblick später das Mädchen auf die Schulter. Aus dieser Lage konnte sich Sarita kaum befreien.

Sie hörte die Schritte des zweiten. Er kam langsam und ließ sich wahrscheinlich bewußt lange Zeit. Jeden Tritt empfand die junge Zigeunerin wie einen Schlag.

Wenn sie der andere Mann erst erreicht hatte, war es um sie geschehen.

Sie mobilisierte alle Kräfte, strampelte, konnte sich aber nicht befreien. Der Glatzkopf lachte und jaulte plötzlich auf. Sarita hatte einen Treffer gelandet. Das Schienbein schien in Flammen zu stehen, aber Wade war schon da und schlug zu.

Er traf Sarita an der Wange.

Jetzt spürte sie den Schmerz. Ihr Kopf wirbelte zur Seite.

Mit der nächsten Ohrfeige brach er ihren Widerstand. Sarita sah ein, daß es keinen Sinn hatte, wenn sie sich gegen diese Typen aufbäumte. Sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben, dann machten es die beiden vielleicht gnädig. Zwischen ihnen sackte sie zu Boden.

Wade stand vor ihr. Ken, der Glatzkopf, hielt sich hinter ihr auf.

Die beiden Männer hatten die junge Zigeunerin in die Zange genommen, und Ken Liston rieb sich das schmerzende Schienbein, wobei sich sein Gesicht wutentbrannt verzog. »Das zahle ich dir heim, du kleine Ratte. Verlaß dich darauf! Ich werde dich fertigmachen! Ich hole dir das Weiße aus den Augen, du miese…«

»Schon gut!« Wade unterbrach seinen Bruder und schob ihn von Sarita weg.

Die junge Zigeunerin hockte am Boden. Sie schaute in die Höhe, in

ihren Augen lag ein Bitten und Flehen. Ken holte eine Flasche hervor, schraubte sie auf und nahm einen Schluck Whisky. Das Mädchen hörte, wie die Flüssigkeit in die Kehle des Mannes gluckerte. Sie wußte, wieschädlich Alkohol war, daß er aufputschte und die Menschen zu Taten veranlaßte, die sie nüchtern nie getan hätten. Das wußte auch Wade.

»Hör auf zu saufen!« fuhr er seinen Bruder an. »Verdammt, noch mal, hör endlich auf!«

Ken ließ die Flasche sinken. »Aber bei unserer Party werde ich sie mir reinziehen.«

»Das ist mir egal.« Wade bückte sich. Sein Gesicht hatte einen lauernden Ausdruck angenommen. Er freute sich auf die »Party«.

Das sah auch Sarita. Plötzlich wurde sie cool. Mit völlig veränderter Stimme sprach sie die beiden Schläger an. »Ich gebe euch einen Rat. Laßt mich laufen, tut mir nichts an, es ist allein in eurem Interesse. Wirklich, ich möchte euch warnen.«

In ihre letzten Worte hinein schallte das Lachen der Brüder. Sie wollten sich köstlich über die Worte des Mädchens amüsieren. Während Ken, der Glatzkopf, weiterlachte, beugte sich sein Bruder vor.

»Was meinst du, Mädchen, was wir mit dir anstellen werden? Du bist eine Hexe, hat man uns gesagt. Zum erstenmal stehen die Leute hier in diesem Scheißkaff auf unserer Seite. Wir können dich anstecken und verbrennen, denn du bist eine Hexe, wie man uns sagte. Ja, wir verbrennen dich auf dem Scheiterhaufen. So etwas haben wir noch nie gemacht, und keiner wird uns bestrafen, nicht einmal die verfluchten Spießer hier. Sie haben uns erst angeheizt und aufmerksam gemacht. Das wird eine Party…«

Sarita glaubte diesem Mann jedes Wort. Trotzdem war sie ruhig, und mit der gleichen ruhigen Stimme sprach sie auch ihre Warnungen aus. »Ich würde es mir an eurer Stelle überlegen. Noch habt ihr eine Chance.«

Wade Liston trat einen Schritt zurück. »Ach, und wieso?«

Sarita wischte eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht. »Wenn ihr mir etwas antut, egal was, wird die Rache meiner Sippe fürchterlich sein. Und sie wird nicht euch treffen, sondern das gesamte Dorf…«

Die beiden ignorierten die Drohung. Sie waren irgendwie nicht Herr ihrer Sinne. Ihr Handeln schienen sie nicht selbst zu bestimmen, sondern irgendeine fremde Macht.

***

Wir hatten es schon so oft erlebt, daß ich es nicht mehr zählen konnte. Da fuhr man aus London weg, hatte ein bestimmtes Ziel, traf dort auch ein, und man bekam einen ersten Eindruck von dem, was in

der neuen Ortschaft los war.
Dieser Eindruck war mehr ein Aufnehmen, ein Fühlen. Die durch das Beobachten festgestellten Details waren zusammengefaßt zu einer Fülle von Bildern.
Devon gefiel uns nicht.
Suko hatte den gleichen Gedanken, sprach ihn auch aus, und ich fügte noch ein »Wieso« hinzu.
»Das ist die Frage, John.« Er lächelte. »Ich weiß es auch nicht genau. Dabei ist alles normal, so schön, so sauber, ein richtiger Spätnachmittag im August, dessen Stimmung man der Nachwelt in einem Buch überliefern sollte, aber trotzdem gefällt mir die Sache nicht. Die Leute sind zu normal, zu nett, zu spießig. Ich glaube, wenn ich mir die Typen so anschaue, die würden einen Fremden an den höchsten Ast hängen.«
Ich lachte. »Das von dir zu hören, wundert mich, Suko. Wirklich, es wundert mich.«
»Ich kann mir nicht helfen. So fühle ich einfach.«
»Und dein Fazit?«
»John, hier können wir Ärger kriegen.«
»Hoffentlich nicht.«
Devon war tatsächlich kein Dorf. Es stand praktisch auf der Grenze zwischen einer Kleinstadt und einem Dorf. Man hatte schmucke Wohnhäuser gebaut, sogar kleine Parks angelegt. Wir fuhren über eine Hauptstraße, ich sah Schulgebäude, auch das Amt des Bürgermeisters, das Rathaus, und entdeckte die Polizeistation.
Da wollten wir hin.
Den letzten Rest der Strecke war ich gefahren. Den Silbergrauen mußte ich in einen Kreis lenken, der uns um eine mit schlanken Bäumen bewachsene und Parkbänken bestückte bunte Insel herumführte. Auf den weiß gestrichenen Bänken saßen ältere Leute und schauten auf den fremden Wagen, der vor dem Polizeigebäude auf einem reservierten Parkstreifen anhielt.
Wir stiegen aus.
Die Luft war herrlich. Nicht so ein Mief wie in London. Tief atmeten wir durch. Zwar schwebten Wolken über den Himmel, aber sie standen hoch und waren weiß. Schönwetterwolken. Vielleicht wollte der Sommer doch noch mal zurückkehren.
In dem vor uns stehenden Haus war nicht nur die Polizei untergebracht, auch noch zwei andere Ämter, für die im wohl zu kleinen Rathaus kein Platz mehr gewesen war. Da wir erwartet wurden, gingen wir ziemlich forsch die Treppe hoch, stießen die Tür auf, betraten einen nach Bohnerwachs riechenden Flur und mußten uns nach rechts wenden, weil dort das Büro der Polizisten lag.
Da auf unser Klopfen niemand antwortete, öffneten wir die Tür und

betraten einen Raum, in dem zwar einiges an Möbelstücken herumstand, aber kein Mensch zu sehen.

Dafür hörten wir aus dem Nebenzimmer das Lachen einer Frau und auch die tiefe Stimme eines Mannes.

»Scheint ne lustige Station zu sein«, bemerkte Suko.

»Ja, Police academy auf dem Land.«

»Der dritte Teil wird hier bestimmt nicht gedreht«, meinte Suko und ging zur Tür, wobei er gegen den rechten Pfosten klopfte.

Das Lachen verstummte. Ich wartete im Hintergrund, sah, daß Suko einem Mann Platz schuf und hörte schwere Schritte.

Das mußte ein Koloß sein.

Es war ein Koloß!

Ein gewaltiger Kerl, ein Berg aus Fleisch, Knochen. Die Haare aufseiner Schädelplatte wirkten wie gewalzt. Daß dieser Mann überhaupt in eine Uniformjacke hineinpaßte, kam mir schon wie ein kleines Wunder vor. Gegen diesen Kerl war Bud Spencer ein Hering. Unter den Achselhöhlen zeigte sein Hemd große Schweißflecken, und auf dem Speckgesicht glänzte die Nässe.

Er musterte uns aus seinen kleinen Augen und ziemlich ärgerlich, wie mir schien. Wahrscheinlich hatten wir ihn gestört. Ich sah für einen Moment das schmale Gesicht einer Frau, die durch die Zweittür schaute und sich hastig wieder zurückzog.

Der Polizist blieb stehen und öffnete seine rechte Hand. Erst sah ich die Bierdose, die er vorsichtig abstellte, zuerst Suko anschaute und seine dicken Lippen verzog. Wahrscheinlich mochte er keine Ausländer.

Die Frage bekam ich gestellt. »Was wollt ihr?« Er hatte eine knarrende Stimme, die zudem sehr aggressiv klang.

»Mit Ihnen reden, Officer.«

»Ich habe bald Dienstschluß.«

So etwas hatte ich auch noch nicht gehört. Dieser Dicke schien mir das richtige Früchtchen zu sein. Seinen Namen wußte ich aus den Akten und fragte deshalb. »Sie sind doch Rolly Watson?«

»Ja, und Sie?«

Ich stellte uns vor.

»Verdammt, was wollen Sie? Haben Sie etwas zu melden oder…«

Er hatte die Hand erhoben, um sie flach nach unten sausen zu lassen. Plötzlich kam ihm die Erleuchtung. »Moment mal, da sind mir zwei Yard-Leute aus London avisiert worden…«

»Das sind wir«, sagte Suko.

»Ha, ha.« Rolly Watson lachte. Dann noch lauter. »Ein Chinese als Bulle? Das gibt’s nicht.« Wieder begann er zu lachen, nur änderte er dabei seinen Tonfall, so daß diese Lache laut und irgendwie weibisch wirkte.

Ich schaute Suko an, er mich ebenfalls. Dieser Kerl war uns beiden unsympathisch. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß eine Zusammenarbeit mit ihm klappte.

»Dafür, daß in Devon drei Menschen gestorben sind, haben Sie noch recht gute Laune, Officer.« Als er meine Bemerkung hörte, brach sein Lachen ab. »Was soll das heißen?«

»So wie ich es Ihnen gesagt habe.« Obwohl Plätze genug vorhanden waren, bot er uns keinen an. Dafür hob er die Schultern.

»Ich habe damit nichts zu tun, außerdem geht das Leben weiter, und ich habe Sie beide auch nicht herbeordert, das mal vorweggenommen.«

»Wer war es dann?«

»Mein Kollege.«

»Und wo finden wir ihn?«

»Im Bett. Er ist krank. Hat sich die Sommergrippe geholt. Ich bin sauer auf ihn. Erst macht er die Leute verrückt, dann verzieht er sich. Das passiert mir auch kein zweitesmal.«

»Aber der dreifache Tod bleibt nun mal eine Tatsache, mit der wir uns näher befassen müssen.«

Rolly Watson nahm die Bierdose, leerte sie und drückte sie dann mit zwei Fingern zusammen, dann setzte er sich auf den stabilen Eichentisch und rülpste voll durch. »Also Jungs, wenn ihr meinen Rat haben wollt…« Er wartete zunächst auf unsere Antwort und sprach nicht weiter.

»Bitte«, sagte ich.

»Ich kenne die Stadt, kenne jeden, der hier wohnt, jede Ratte, jede Maus, jeden Baum und Strauch. Und deshalb sage ich euch, fahrt wieder zurück nach London, es ist besser so. Wirklich. Was wollt ihr hier? Hier ist nichts los, überhaupt nichts…«

»Und die drei Toten?« unterbrach Suko ihn. »Das passiert immer mal.«

»Jedenfalls haben Sie die Morde nicht aufklären können.«

»Das stimmt«, gab Rolly zu. »Aber ich habe euch auch nicht Bescheid gegeben. Wie ich schon erwähnte, es war mein Kollege, der dies getan hat. Ich habe damit nichts zu tun, und ich will damit auch nichts zu tun haben, zum Henker.«

Diesmal mischte ich mich ein. »Aber Sie sind Polizist, Mr. Watson. Sie müßten ein Interesse daran haben, daß der Fall aufgeklärt wird.«

Rolly nickte so heftig, daß seine Fleischmassen an den Wangen in Bewegung gerieten. »Natürlich habe ich daran Interesse, und ich sage Ihnen, daß wir den Fall aufklären.«

»Sie allein?«

»Ja, Mr. Sinclair, ich allein. Vielleicht auch mit meinem Kollegen, wenn er wieder fit ist.«

»Haben Sie denn schon eine Spur?«

»Auch das.« Er schaute in unsere erstaunten Gesichter und lachte leise.

»Ich will euch nicht so lange im Unklaren lassen, aber die Spur gibt es tatsächlich. Erinnert euch an die Fahrt hierher. Ihr seid über den normalen Weg gekommen…«

»Sicher.«

»Dann müßtet ihr auch die Zigeunerwagen in der Nähe des Dorfes gesehen haben.«

»Nein, das haben wir nicht«, erwiderte ich ehrlich. »Haben die Zigeuner denn etwas damit zu tun?«

»Und wie!«

»Das können Sie auch beweisen, Mr. Watson?« fragte Suko.

»Wer soll das sonst getan haben?« fragte Watson zurück.

»Ein Beweis ist es nicht.«

Watson winkte ab. »Was ihr Städter immer habt. Ich bin in Devon seit fast fünfzehn Jahren Polizist. Ich kenne meine Pappenheimer, und bisher habe ich jeden Fall aufgeklärt.«

»Auch einen Mord?« fragte ich.

»Klar. Vor drei Jahren ungefähr hatten wir hier einen solchen Fall. Da hat jemand seine Frau erschlagen. Zwei Tage später hat er die Tat gestanden. So wird es auch bei den Zigeunern sein. Sie haben mit dem Fall zu tun, das versichere ich Ihnen.«

»Und was macht Sie so sicher?«

Rolly Watson schaute uns für einen Moment schief an, bevor er seinen Platz verließ und auf einen kleinen Kühlschrank zuging, der neben dem Fenster mit der langen Blumenbank stand. Er öffnete die Tür und holte eine volle Büchse Bier hervor, deren Verschluß er mit einer ruckartigen Bewegung aufriß. Der Schaum zischte noch aus der Öffnung, quoll über den Rand und wurde von der Zunge des Mannes abgeleckt. Nach dem ersten Schluck gab uns Rolly die Antwort. »Mich macht die Geschichte so sicher. Die Geschichte dieses Dorfes.«

»Wollen Sie uns die nicht erzählen?«

»Gern.« Er nahm wieder Platz. »Wobei ich allerdings nicht weiß, ob die Geschichte hundertprozentig den Tatsachen entspricht oder erfunden ist. Da gehen die Meinungen auseinander. 150 Jahre liegt die Sache zurück, da ist ähnliches hier passiert. Man hat es in alten Büchern nachgelesen oder mündlich überliefert bekommen, deshalb stehen hier auch zwei Kirchen. Eine normale und eine, von der nur mehr die Ruine vorhanden ist. Trümmer, sonst nichts, ein unheimlicher Ort.«

»Wollten Sie nicht zur Sache kommen?« fragte ich.

»Klar, das will ich und bin auch schon mitten drin. Es war so…«

Wir erfuhren die Sache, die sich vor 150 Jahren hier in Devon

zugetragen hat. Daß drei Männer und der Pfarrer gestorben waren.
Drei Männer zerfielen zu Staub.
Es war eine sehr kalte Nacht gewesen, und am anderen Morgen hatten die Bewohner unheimlich aussehende Fußspuren entdeckt, aus denen sie die Existenz des Teufels ableiteten.
»Alles klar?« fragte Rolly Watson.
»Fast.«
»Welche Fragen gibt es denn noch?«
»Was haben die Zigeuner damit zu tun?« wollte Suko wissen.
»Alles. Damals ging es um ein Zigeunermädchen. Man sagt, daß es, nachdem es erfroren war, den Teufel überhaupt hergelockt hat. So muß es auch heute gewesen sein. Drei Menschen sterben, wieder sind Zigeuner da. Ist das nicht Beweis genug?«
Ich widersprach. »Das sind keine Beweise, Mr. Watson, nur Vermutungen, wenn Sie verstehen.«
»Für mich reicht es. Und Ihnen sollte es auch reichen, um wieder zurückzufahren. Wissen Sie, auf dem Land gibt es Dinge, mit denen ein Großstädter einfach nicht fertig werden kann. Es würde ihm schwerfallen, sie zu begreifen.«
»Und Sie meinen, daß es uns auch so ergehen könnte?«
»Das lehrt die Erfahrung.« Suko und ich schauten uns gegenseitig an. »Jedenfalls danken wir Ihnen für den Ratschlag.« Er winkte lässig ab. »Gern geschehen. Wenn Sie noch eine Frage haben, ich stehe Ihnen gern zur Verfügung.«
»Ja«, sagte ich und legte meinen ausgestreckten Zeigefinger gegen das Kinn. »Ich hätte da noch eine Frage. Hat man diese Teufelsspuren denn auch in dieser Zeit gesehen. Also gestern oder vorgestern…«
»Ich nicht.«
»Andere denn?«
»Mari munkelt etwas davon.«
»Und dann sind die drei gestorben?«
»So ist es. Man fand nur ihre Asche. Aber eins sage ich Ihnen. Wenn ich das Zigeunerpack vertreibe, verschwindet auch der Teufel. So einfach ist das.«
»Für Sie bestimmt«, sagte Suko.
Watson war erstaunt. »Denken Sie etwa anders darüber?«
»Ein wenig schon«, gab ich zu und sprach dabei auch im Namen meines Partners. Mißtrauen stahl sich in Rolly Watsons Blick. »Wie denken Sie denn darüber? Kann man das erfahren?«
»Aber gern«, sagte ich. »Schließlich sind wir doch Kollegen. Wir finden, daß der Fall erst richtig begonnen hat und bedanken uns schon mal für die Informationen. Wir werden natürlich in Devon bleiben, denn der Teufel hat uns schon immer interessiert.«
Rolly Watson stand da mit offenem Mund. Ich brachte ihn noch mehr

zum Staunen. »Da wir kooperativ sind, will ich Ihnen auch sagen, daß wir nach einem Rundgang durch das Dorf uns ein wenig im Lager der Zigeuner umschauen werden. Zudem möchte ich Ihnen noch mitteilen, daß sie kein Recht haben, die Menschen zu vertreiben. Sie campieren sicherlich nicht auf dem Gelände der Stadt – oder?«

»Nein.«

»Sehen Sie.« Ich lächelte ihn an. »Auf gute Zusammenarbeit, Mr. Watson. Wir sehen uns noch…«

Damit verschwanden wir und ließen einen Polizisten zurück, dessen nicht druckreifen Fluch wir noch draußen vor dem Haus hörten…

***

Betty Jordan hatte ihren Triumph. Diesem Zigeunerweib hatte sie es gegeben. Das mußte mal jemand tun, dann waren noch die beiden Liston-Brüder gekommen, die sich nun um das Mädchen »kümmerten«.

Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, dann haßte sie die Brüder.

Sie waren diejenigen, die die Stadt terrorisierten, denen sich aber niemand in den Weg zu stellen wagte, weil die beiden Typen mit Rolly Watson, einem Polizisten, verwandt waren und dieser Mann sie immer wieder deckte, wenn sie etwas auf dem Kerbholz hatten.

Die Jordan hatte alles weitere nicht abgewartet. Sie wußte ja, daß dieses Mädchen nicht fliehen konnte, und so war sie mit ihren Einkäufen nach Hause gelaufen.

Sie und ihr Mann wohnten in einer schmalen Straße und zudem in einem Haus, das Betty von ihren Eltern geerbt hatte. Ihr Mann Walter kümmerte sich um den Garten und um seine Frau nicht mehr. Er ließ sie laufen, schwieg lieber und ging – wenn es ihm zuviel wurde –, zum Fluß angeln.

Er hatte früher in den Kohlebergwerken von Wales gearbeitet und bekam eine relativ gute Rente, von der beide leben konnten. Als seine Frau zurückkam, arbeitete Walter im Garten. Dort wollte er einige Sonnenblumen zusammenbinden.

Betty schaute aus dem Fenster. »Ich bin wieder zurück!« rief sie in den Garten hinein.

Nur langsam drehte sich Walter um. »Schon?«

»Ja, und es war interessant.«

Walter regte sich über die keifende Stimme seiner Frau nicht weiter auf. »Wie schön für dich«, sagte er nur, wischte seinen schweißnassen Nacken trocken und schob den Mützenschirm tiefer in die Stirn, weil die tiefstehende Sonne blendete.

»Willst du nicht wissen, was ich erlebt habe?«

»Nein.«

Damit konnte er Betty nicht abspeisen. »Es ging da um eine

Zigeunerhure, die…«
»Woher willst du wissen, daß es eine Hure war?«
»Das sieht man doch.«
»Hör auf, Betty! Du weißt genau, daß ich es hasse, wenn du diese Vorurteile aussprichst.«
»Aber es stimmt.«
»Wann gibt es was zu essen?«
Dieser Themenwechsel gefiel der Frau überhaupt nicht. Wütend knallte sie das Fenster zu und schimpfte hinter der Scheibe auf ihren Mann. »Nichts hat dieser Kerl im Schädel, außer seinem Garten und den komischen Fischen. Das ist schon widerlich.« Sie war ungemein sauer und hätte Walter am liebsten zum Teufel geschickt.
Klar, er wollte etwas essen. Sie überlegte, was sie kochen sollte und dachte an Tomaten. Ein Salat reichte für ihn. Wenn er noch Hunger hatte, sollte er Brot hinterherschieben.
Um die Tomaten zu holen, mußte sie in den Keller gehen. Er war nicht sehr groß und bestand praktisch aus zwei Räumen. Einem Waschraum und dem, in dem Vorräte wie Gemüse, Obst und andere Lebensmittel lagerten.
Hatte Walter seinen Garten und die Angelei sich als Hobby ausgesucht, so gab es für seine Frau nur eines. Die reine Putzwut. Jeden Tag säuberte sie es vom Keller bis zur ersten Etage. Und sie wischte auch morgens schon die Steintreppe, die in die Tiefe führte.
Wie schon in den letzten Tagen ärgerte sie sich darüber, daß ihr Mann die eine der beiden Glühbirnen nicht ausgewechselt hatte, deshalb war das Licht auch so trübe, denn der Kellergang wurde kaum erhellt. Die sauber geputzten Stufen zeigten einen matten Glanz, auch auf dem Geländer lag kein Stäubchen.
Betty schritt die Treppe hinab. Auf den ersten beiden Stufen ärgerte sie sich noch über ihren Mann, bei der dritten Stufe änderte sich das radikal.
Plötzlich überkam sie ein anderes Gefühl.
Es war Furcht!
Schlagartig war es vorhanden. Sie wußte den Grund selbst nicht, weshalb ihr Herz plötzlich so rasend schnell hämmerte und die Brust auseinander zu reißen drohte. Auf ihren Rücken hatte sich eine kalte Haut gelegt, Schweiß sammelte sich in ihrem Nacken, sie atmete nur mehr durch die Nase, schaute nach vorn, sah die Stufen hinab, die normal wirkten und konnte auch den kurzen Gang dahinter überblicken.
Nichts lauerte dort.
Trotzdem spürte sie die Angst und wurde dennoch von ihrem eigenen Keller und dem hinter der Treppe liegenden Gang regelrecht angezogen. Diesen Widerspruch konnte sie nicht in die Reihe bringen,

aber das zweite Gefühl war stärker als das erste. Deshalb überwand sie auch ihre Furcht und ging weiter.

Am Handlauf des Geländers hielt sie sich fest. Der Schweißfilm auf ihrer Handfläche vermischte sich mit der Glätte des Metalls, so daß eine feuchte Spur zurückblieb.

Normalerweise hätte sie sich als Putzteufel vom Dienst darüber geärgert, jetzt war es ihr egal, und sie sah zu, die Treppe so rasch wiemöglich hinter sich zu lassen.

Kurz dahinter und rechts von ihr befand sich die erste Kellertür.

Dort befand sich der Vorratsraum. Abgeschlossen war er nicht. Sie drückte die Klinke nach unten, schob die Tür auf und betrat den Raum, der im Dunkeln lag. Der Lichtschalter war in Hüfthöhe angebracht worden. Sie drückte den vorstehenden Hebel nach unten und erwartete, daß die Lampe an der Decke hell werden würde.

Das passierte nicht.

Es blieb dunkel!

Für einen Augenblick stand sie steif auf der Schwelle. Die Angst wurde noch schlimmer, und nur aus dem Gang fiel Licht in den Vorratsraum, das im folgenden Moment verlöschte.

Finsternis hüllte sie ein.

Die Angst verstärkte sich. Ihr Herz raste noch schneller. Der Keller besaß kein Fenster, Betty starrte in die Dunkelheit und hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Jemand befand sich bei ihr.

Nicht nur das. Sogar in unmittelbarer Nähe. Ihr Gesicht verzog sich. Sie atmete flach durch den offenen Mund, als wollte sie gleichzeitig schreien, ohne es zu können.

Dann wurde es doch hell.

Nicht von der Decke her fiel der Schein, er drang vom Boden in die Höhe, und es war auch keine Lampe, die aufglühte, sondern ein unheimliches Zeichen.

Ein Huf.

In der Mitte zeigte sich eine knallgelbe Fratze, während die unten offene Umrandung in einem düsteren Rot schimmerte.

Die Spur des Teufels!

Betty Jordan wußte nicht genau, in welch einer schrecklichen Lage sie sich befand, aber der Instinkt sagte ihr, daß etwas Schreckliches auf sie zukommen würde.

Die Teufelsspur in ihrem Keller konnte sie sich nicht erklären, es war so schlimm, und sie mußte plötzlich an die Geschichte denken, die man sich im Dorf erzählte. Eine Geschichte, die vor 150 Jahren passiert war.

Da hatte es auch Spuren gegeben…

Sie starrte auf den Abdruck. Er schien im Boden eingeätzt zu sein,

leuchtete, und gleichzeitig ging von ihm eine gefährliche Kraft aus, die sie anlockte.

Betty dachte auch an die drei Toten, die es im Dorf gegeben hatte.

Von ihnen war nur Staub gefunden worden. Eine Lösung hatte man noch nicht gefunden. Sollten diese Männer vielleicht auch die Spur gesehen haben?

Eigentlich hätte sie jetzt um Hilfe schreien müssen, sie ließ es aber bleiben und bewegte sich vorsichtig auf die eine Spur in ihrem Keller zu. Da lag ein Locken in der Luft. Sie glaubte, eine lauernd klingende Stimme zu hören, die ihr weismachen wollte, daß es für sie das höchste Glück war, den Abdruck zu untersuchen.

Betty Jordan gehorchte.

Niemand war mehr anwesend, der sie zurückhielt, und das Locken verstärkte sich mit jeder Bewegung, die sie näher an die Spurheranbrachte. Zitternd stand sie davor, senkte den Blick, der sich an der gelben Fratze festsaugte, so daß sie auch Einzelheiten erkennen konnte.

Furchtbar sah das Gesicht aus. Wie eine Teufelsfratze. Und das genau war sie.

Die Fratze des Teufels!

Zerrbild des Leibhaftigen in ihrem Keller. Ein Unding, ein Wahnsinn, und doch so verlockend.

Ohne daß sie es wollte, bückte sie sich zu der Fratze runter, wobei sie den rechten Arm ausstreckte, um mit dem Finger das Sigill im Steinboden zu berühren. Und während sie es berührte, spürte sie bereits die Veränderung.

Schlagartig kam es über sie. Betty Jordan zuckte noch einmal hoch. Schreien konnte sie nicht mehr. Dafür hatte sie das Gefühl, in einem Käfig aus Licht zu stehen, der sich eng um ihren Körper gelegt hatte. Für einen Moment wurde sie durchsichtig und schien sich mit schrecklich verzerrtem Gesicht aufbäumen zu wollen.

Dann sackte sie zusammen.

Als Staub…

***

Die Zigeuner liefen uns nicht weg. So hatten wir die nötige Zeit, uns in Devon umschauen zu können. Es war eine gepflegte Ortschaft, schon fast eine kleine Stadt. Viel Grün lockerte die Reihen der Häuser auf. Wir sahen Geschäfte, kleine Anlagen, alles wirkte sauber, wie frisch geputzt, und unter den Strahlen der Sonne schien die Natur noch einmal richtig aufzublühen.

Wir erreichten auch den Kern von Devon, eine Art Altstadt mit schmalen Gassen und windschiefen Häusern. Dort sahen wir kaum Autos, dafür kleine Läden, und mir fiel auf, daß sich einige

Angelgeschäfte auf einem bestimmten Fleck konzentrierten. Nicht weit entfernt floß der Fluß Taw vorbei, und es gab auch zahlreiche fischreiche Bäche, die in ihn mündeten.

Jeder kannte hier jeden.

Die Leute standen zusammen, sprachen miteinander, und so manches Mal fingen wir einige Gesprächsfetzen auf, bevor man uns als Fremde erkannte und mißtrauische Blicke zuwarf.

Fremde mochte man hier wohl nicht. Zudem lagen die schrecklichen Ereignisse noch nicht lange zurück, und keiner der Bewohner wußte genau, ob es die letzten gewesen waren oder ob noch etwas folgen würde.

Über eine Brücke verließen wir die Altstadt und gelangten in ein neueres Viertel, das man als Geschäftszentrum bezeichnen konnte, denn hier befanden sich zahlreiche Läden dicht nebeneinander.

Auch Wohnhäuser sahen wir. Schmucke, kleine Bauten, die jenseits eines Grüngürtels hochwuchsen.

Hier waren die Dächer noch rot. Keine Industrieabgase hatten sie verschmutzt.

Ein glücklicher Ort, wollte man dem ersten Eindruck glauben.

Aber waren dessen Bewohner tatsächlich glücklich?

Suko und ich wollten es nicht so recht glauben. Dazu wirkten die Gesichter einfach zu verkniffen, und die Gespräche der Leute drehten sich zumeist um das gleiche Thema.

Wir hörten des öfteren von den schrecklichen Ereignissen der nahen Vergangenheit und auch davon, daß sich viele Leute über die Anwesenheit der Zigeuner aufregten.

Manchmal sprach Haß aus ihren Worten.

»Das ist nicht gut«, sagte Suko, als wir gegenüber einer kleinen Verkehrsinsel stehenblieben, um die Kinder mit Fahrrädern fuhren.

»Hier wird meiner Ansicht nach Haß gesät.«

Ich widersprach ihm nicht, schob meine Sonnenbrille hoch und wischte mir die Stirn trocken. »Kannst du dich genauer ausdrücken?«

»Ja, ich habe das Gefühl, über ein Pulverfaß zu gehen, an dem die lange Lunte bereits brennt.«

»Und weiter?«

»Sie wird irgendwann in der nächsten Zeit das Pulverfaß erreicht haben und es zur Explosion bringen.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. Den Rauch blies ich gegen die Sonnenstrahlen. »Dann kann hier die Hölle losbrechen.«

»Sicher.«

»Hast du dir schon mal Gedanken darüber gemacht, was uns dieser Rolly Watson erzählte.«

»Du meinst die alte Geschichte?«

»Richtig.«

»Ich halte es für wahrscheinlich«, sagte Suko.

Damit hatte er auch bei mir einen wunden Punkt getroffen, und ich erinnerte ihn an die alten Flüche, die wir erlebt hatten, und die auch eingetroffen waren.

»Mich würde nur interessieren, welche Rolle die Zigeuner dabei spielen. Wenn überhaupt«, fügte mein Freund noch hinzu.

Damit hatte er mir das Stichwort gegeben. Wir wollten dem Lager einen Besuch abstatten, allerdings nicht mehr zu Fuß, sondern mit dem Bentley, den wir noch von der Polizeistation holen mußten.

Suko deutete nach vorn. »Komm, wir müssen über die Verkehrsinsel hinweg.«

Dort konnten wir einen Bogen schlagen, um unser Ziel zu erreichen. Auch jetzt sah alles sehr friedlich aus. Die Sonne stand schon tiefer am Himmel, und ihre schräg fallenden Strahlen tupften auch gegen den spitzen Kirchturm, dessen Dachpfannen leuchteten, als wären sie mit Gold bestrichen worden.

Das war die normale Kirche, die andere bestand nur mehr aus Trümmern, wie man uns berichtet hatte.

Wir erreichten ein Wohngebiet. Neben neu errichteten Häusern standen auch ältere. Bauten aus den fünfziger und sechziger Jahren.

Beide Stile gliederten sich harmonisch ein, und die Gärten vor den Häusern wirkten gepflegt.

Auf den Gehsteigen spielten Kinder. Sie hatten ihren Spaß, schrien, tobten, doch ein besonders schriller Schrei wollte nicht zu ihrem Spiel passen. Er hörte sich grauenhaft an.

Ein Erwachsener mußte ihn ausgestoßen haben.

Wir blieben sofort stehen, auch die Kinder hatten den Schrei vernommen, denn sie stoppten mitten im Spiel. Da rutschte einem Mädchen ein Springseil aus der Hand, ein Junge lief nicht mehr hinter seinem Ball her, und ein anderer kümmerte sich nicht um sein aufgezogenes Auto, das hinter einem Puppenwagen auf die Straße fuhr und erst dort ausrollte.

Der Schrei zitterte noch als Echo.

Die Kinder wurden blaß, wir auch, aber wir waren so etwas leider gewohnt und handelten.

»Das war vor uns!« sagte Suko und erntete von mir keinen Widerspruch. Nebeneinander liefen wir her, und wir beeilten uns, so rasch wie möglich den bestimmten Ort zu erreichen.

Eine Reihe von Häusern lag vor uns. Auch dort hatten die Bewohner den Schrei vernommen. Türen und Fenster wurden geöffnet, die Leute verließen ihre Wohnungen, verstört, mit ängstlichen Augen, denn auf diese Reaktion konnten sie sich keinen Reim machen.

»Das muß doch bei den Jordans gewesen sein!« hörten wir die helle Stimme einer Frau mit Lockenwicklern in den Haaren. Wo die Jordans

wohnten, wußten wir nicht, aber wir sahen plötzlich nicht weit entfernt einen Mann mit Schiebermütze auf dem Kopf, der durch das offene Tor seines Vorgartens taumelte und grau vor Angst im Gesicht war. Er hatte die Arme ausgestreckt. Auf den Handtellern stand ein Gefäß, das er festhielt, obwohl er sich davor zu ekeln schien.

»Das muß er sein!«

Ich hatte die Worte gesagt, als ich schon startete. Suko lief hinter mir her, holte mich aber nicht ein, so daß ich als erster den Mann erreichte, stoppte und einen Blick in das Gefäß warf.

Es war eine Porzellanschale. Weiß mit Blümchenmuster. Das sah ich am Rande. Viel wichtiger war der Inhalt.

Über meinen Rücken kroch ein eisiger Schauer, als ich sah, was die Schale barg.

Asche!

Auch Suko war eingetroffen, hatte es ebenfalls gesehen und wußte wie ich Bescheid, das entnahm ich seinem Blick.

»Asche!« schrie der Mann plötzlich, daß es laut über die Straße hallte. »Sie ist zu Asche geworden. Betty wurde zu Asche. Ich fand sie im Keller, verdammt. Sie ist tot, tot, tot!« Er schrie und konnte die Schale nicht länger halten. Beide Hände drückte er auseinander, so daß das Gefäß zu Boden rutschte und zerbrach. Die Asche verteilte sich vor unseren Füßen.

Alle Zeugen hatten seine Worte gehört. Nur trauten sich die Leute nicht, so schnell wie wir den Ort des Geschehens zu erreichen. Sie kamen langsamer und waren entsetzt. Das konnten wir an ihren Gesichtern erkennen. Auch Furcht war in den Gesichtern zu lesen.

Trotz seiner schrecklichen Entdeckung hatte uns Mr. Jordan einen entscheidenden Tip gegeben. Die Asche war von ihm im Keller seines Hauses gefunden worden.

Dort wollten wir hin.

Das kleine Tor stand offen. Wir liefen mit langen Schritten durch den Vorgarten, erreichten die ebenfalls nicht geschlossene Haustür, drückten sie auf und betraten den Flur.

Ich erkannte, wie sauber das Haus war und sah auch die Kellertür. Suko stand schon an der Treppe.

Diesmal waren wir vorsichtiger. Außerdem brannte kein Licht.

Als ich den Schalter herumdrehte, blieb es weiterhin dunkel. Suko leuchtete mit seiner kleinen Lampe über die ebenfalls blitzsauberen Stufen und sah eine offenstehende Tür.

Das mußte etwas zu bedeuten haben.

Suko schaute als erster nach.

»John!« Seine Stimme klang gepreßt. Er ging einen Schritt zur Seite und schuf mir Platz.

Auch ich sah jetzt in den Kellerraum!

Auf dem Boden entdeckten wir den Beweis.

Es war die Spur des Teufels!

Ein Hufabdruck, außen blutrot. Gelb schimmerte das Gesicht des Satans in seinem Innern. Und es war eine Fratze, die wir beide verdammt gut kannten.

So sah nur einer aus.

Asmodis!

Knochig das Gesicht, breit der Mund. Er grinste und sah überheblich zugleich aus. In den lebenden Augen funkelte der Triumph, es wieder einmal geschafft zu haben, aber dem wollte ich einen Riegelvorschieben.

Gleichzeitig spürte ich den Ansturm des Bösen. Er war im ersten Moment nicht als solcher zu erkennen, weil er mehr lockte, mich quasi heranholen wollte, damit ich mich bückte und die auf dem Boden eingezeichnete Spur berührte.

Aber nicht ich ging vor, es war mein Freund Suko. Diese Annäherung konnte auch ins Auge gehen. Wahrscheinlich hatte die Frau auch so reagiert und war zu Asche geworden.

»Zurück, Suko!«

Eigentlich hätte er nach dieser Aufforderung wieder zurücktreten müssen, das tat er nicht. Im Gegenteil, er schüttelte unwillig den Kopf und bückte sich, um den Abdruck zu berühren.

Urplötzlich schwebte Suko in großer Gefahr. Ich schlug meine Hand auf seine Schulter, spürte seinen Gegendruck, mußte härter zugreifen, aber es gelang mir nur mühsam, ihn zur Seite zu schieben.

Suko wirbelte herum. Ich sah in sein Gesicht und erkannte in den Augen einen Ausdruck, der mir überhaupt nicht gefiel. Der glich schon dem eines Besessenen, und das war Suko auf irgendeine Art und Weise auch, da er keine Vernunft annehmen wollte.

Er griff mich an, aber nicht besonders schnell, so konnte ich seine Faust abblocken und konterte zweimal. Treffer Nummer eins drückte ihn bis gegen den Türpfosten, der zweite Hieb trieb meinen Freund in den Keller hinein.

Dort stolperte er fast über seine eigenen Beine und krachte mit dem Rücken gegen die Wand.

Das alles sah ich nicht, denn ich wollte diese verdammte Spur vernichten. Wieder merkte ich, daß sie auch mich in ihren Bann ziehen wollte, doch sie schaffte es aus einem bestimmten Grund nicht: Ich trug etwas bei mir, das der Teufel und all seine höllischen Diener bis auf ihr schwarzes Blut haßten. Mein Kreuz!

Mit einem Ruck zog ich es hervor, streifte die Kette über den Kopf und ließ es noch in der gleichen Sekunde nach unten fallen.

Genau in den Huf hinein und mitten in die sich dort abzeichnende Fratze.

Sie zischte auf, als hätte jemand Wasser auf eine heiße Kochplatte gekippt. Dampf bildete sich. Er hatte eine grüngelbe Farbe und stank ätzend, so daß ich einen Schritt zurücktrat, um das Zeug nicht unbedingt einatmen zu müssen.

Aus der Deckung des Kellers beobachtete ich, wie die Spur des Teufels verging.

Der Boden nahm wieder seine graue Farbe an. Er war sauber, aber wenn ich im Strahl meiner kleinen Lampe genau hinschaute, erkannte ich die Aschenreste, die Mr. Jordan nicht hatte in seine Schale füllen können.

Ich nahm das Kreuz wieder an mich. Ihm war nichts passiert. Es hatte nur die Spur des Teufels vernichten sollen und es auch getan.

Ich ging in den Kellerflur.

Dort lehnte Suko an der Wand und rieb sein Kinn, das eine Beule bekommen würde. »Hast du das getan, John?« fragte er.

»Ja.«

»Weshalb?«

Ich erklärte es ihm.

Suko schaute mich erstaunt an. »Verdammt, davon habe ich nichts mehr bemerkt. Ich hatte nur das Gefühl, die Spur anfassen zu müssen. Eine andere Macht bekam Gewalt über mich.«

»Ich konnte es sehen.«

»Anders ausgedrückt, John, du hast mir das Leben gerettet.«

»So ungefähr.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich weiß auch nicht, was mit mir los war. Es kam einfach über mich, da war eine Kraft, der ich nicht hatte widerstehen können. Sie… sie muß aus der Hölle gekommen sein.«

»Deshalb sahen wir auch den Teufel.«

Suko ging auf die Treppe zu, blieb aber vor der letzten Stufe stehenund legte seine Hand auf das Geländer. »Wenn ich das so recht bedenke, sieht es böse aus.«

»Wie meinst du das?«

Er drehte sich um, ohne den Handlauf loszulassen. »Denk mal nach, John. Selbst ich habe es nicht geschafft, mich gegen die Kraft dieses Sigills zu wehren. Wie schwach müssen dann erst die Bewohner von Devon sein, wenn sie damit in Berührung kommen.«

Es waren treffende Worte, die Suko mir da gesagt hatte, und ich wurde plötzlich nachdenklich. Der Freund ließ mich auch für einige Zeit in Ruhe und fragte erst dann: »Habe ich recht?«

»Leider deutet alles daraufhin«, erwiderte ich stöhnend.

»Und was machen wir?«

»Ich weiß es noch nicht.«

Suko lachte auf. »Ich glaube kaum, daß wir den ganzen Ort evakuieren können.«

»Es wird uns möglicherweise nichts anderes übrigbleiben. Und die Leute werden dafür Verständnis haben.«

»Dann muß es aber noch schlimmer kommen, was sich wohl keiner von uns beiden wünscht.«

»Stimmt.«

Wir hatten im Keller nichts mehr zu suchen, schauten noch kurz in den zweiten Raum und verließen ihn dann. Niemand hielt uns auf, als wir die Treppe hochschritten.

Im Haus war es leer. Der Besitzer hatte es noch nicht betreten, auch die Nachbarn nicht. Sie bevölkerten den Vorgarten und starrten uns aus großen Augen an, als wir durch die Tür kamen.

»Wo ist Mr. Jordan?« fragte ich.

»Man hat ihn in ein Krankenhaus gebracht.«

Das war gut. Ich wollte noch etwas hinzufügen und unsere Identität aufklären, als vor dem Haus auf der Straße ein Wagen hielt und Officer Rolly Watson ausstieg.

Watson gehörte zu den Respektspersonen in Devon, denn man schuf ihm sofort Platz, als er sich dem Vorgarten näherte, stehenblieb, die Arme in die Hüften stützte und sich erkundigte, was losgewesen war.

Eine vernünftige Antwort bekam er nicht, denn alle wollten zuerst etwas sagen und schrien durcheinander. Rolly machte die große Schau. Er hielt sich demonstrativ die Ohren zu, verzog das Gesicht und wollte von alldem nichts mehr hören.

Bis er uns sah.

Es war Suko und mir endlich gelungen, eine Bresche in die Zuschauer zu schaufeln. Als der Beamte uns anschaute, ließ er die Arme sinken, und auch sein Gesichtsausdruck veränderte sich.

»Haben Sie Essig getrunken?« fragte ich.

»So fühle ich mich auch, wenn ich euch betrachte. Was ist überhaupt passiert?«

»Es hat eine Tote gegeben.«

»Ach und wo?«

»Die Asche liegt auf dem Gehsteig, falls der Wind sie noch nicht weggeweht hat.«

Meine Antwort haute ihn fast aus den Socken. Er stierte mich an, schüttelte den Kopf, wurde rot und erkundigte sich, ob ich ihm keinen Bären aufgebunden hatte.

»Nein.«

»Und wer ist gestorben?«

»Die Frau, die in diesem Haus gewohnt hat.«

»Betty Jordan«, ächzte er und schwitzte noch stärker. Er schnappte ein paarmal nach Luft, bevor er den Kopf schüttelte, zum Haus schielte und ich ihm die Frage nach dem Mörder förmlich von den Lippen ablesen konnte.

»Es war die Spur«, sagte ich.

Er begriff zuerst nicht und kam noch näher, so daß sein Schweißgeruch meine Nase kitzelte. »Noch mal«, sagte er.

Ich wiederholte meine Antwort. Danach fragte ich ihn: »Erinnern Sie sich noch an die Geschichte, die hier vor 150 Jahren passiert ist. Die gleichen Symptome haben sich an diesem Nachmittag wiederholt, und fast hätte es noch meinen Kollegen erwischt. Es sieht nicht gut aus, Mr. Watson. Verdammt nicht gut.«

»Ja, ja«, keuchte er und reinigte abermals sein Gesicht vom klebrigen Schweiß. »Ja, ja, ich verstehe.« Er überlegte, als er das Tuch wieder wegsteckte. Dann hatte er sich zu einer Erklärung durchgerungen. »Daran sind nur die Zigeuner schuld. Es war damals auch so. Alles begann mit diesem Zigeunerkind.«

»Wir haben keine Beweise dafür. Was macht Sie so sicher, Mr. Watson?«

Mit einer unwirschen Handbewegung wischte er meinen Einwand zur Seite. »Ich weiß es eben.«

»Was wollen Sie tun?«

»Das Pack vertreiben.«

Er hatte so laut gesprochen, daß seine Worte auch von den Neugierigen verstanden worden waren. Aus ihrer Mitte meldete sich jemand. »Zum Glück haben wir damit schon angefangen. Ich habe es selbst gesehen, wie sich die Listen Brothers um dieses Mädchen kümmerten.«

Ich wurde hellhörig, ging an dem Polizisten vorbei und fragte:

»Wer hat das gesagt?«

Zuerst wollte sich der Sprecher nicht melden, bis er von anderen vorgeschoben wurde.

Es war ein kleiner, mickrig aussehender Typ, der eine braune Jacke über dem Unterhemd trug und jetzt Angst vor der eigenen Courage hatte. Die eingefallenen Wangen wurden noch blasser. Ich hörte, daß sich hinter mir Suko und Watson unterhielten, legte dem Mann die Hand auf die Schulter und zog ihn von den anderen weg.

»So, mein Lieber, jetzt erklären Sie mir mal genau, was Sie gesehen haben.«

Er hatte wieder Mut gefaßt und schüttelte den Kopf. »Wie käme ich denn dazu?«

»Moment.« Ich zeigte ihm meinen Ausweis, stellte mich und meinen Freund Suko vor.

Da wurde er ruhig, nahezu schüchtern und sagte: »Ich selbst war nicht direkt beteiligt…«

»Wer denn?« fragte ich sofort.

»Betty Jordan.«

Ich war überrascht. »Die Tote?«

»Ja.«

Auch Watson und Suko hatten die Antwort vernommen und kamen langsam näher. »Das möchte ich noch mal hören«, sagte der dicke Polizist und fixierte den wesentlich kleineren Mann scharf.

»Aber ich habe nichts damit zu tun«, jammerte dieser.

»Trotzdem wirst du uns das erzählen, Mike.«

Und Mike sprach. Er hatte ein ziemlich gutes Gedächtnis. So erfuhren wir, was sich in der Drogerie ereignet hatte.

Natürlich warf der Bericht des Mannes neue Fragen auf, die mir Officer Watson beantworten sollte.

»Sagen Sie mal, ich habe etwas über die Listen Brothers gehört. Was sind das für Typen?«

Er winkte ab. »Eigentlich sind sie harmlos. Junge Leute um die Zwanzig, die mit ihren Motorrädern herumfahren und…«

»Harmlos?« schrie eine Frau und begann zu schimpfen. »Diese Hundesöhne sind eine Landplage. Sie haben meinen Garten verwüstet und mir sogar eine Scheibe eingeworfen.«

»Das hätte ich bei dir auch getan«, erwiderte Watson.

»Bleiben Sie sachlich«, ermahnte ich ihn.

Die Frau schimpfte nicht mehr. Sie sprach nur mit den anderen Leuten, und ich kam wieder auf die Brüder zurück. »Die Meinungen scheinen mir geteilt zu sein.«

Rolly Watson verzog das Gesicht. »Na ja, sie sind etwas rauh, aber keine Verbrecher.«

»Haben Sie einen Grund, die beiden in Schutz zu nehmen?« meldete sich Suko.

Watson schwieg jetzt. Dafür ergriff der mickrige Mike das Wort.

»Unser Dorfbulle ist doch mit den Schlägern verwandt.« Er sagte es voller Häme. Fehlte nur noch, daß er dem Officer die Zunge herausgestreckt hätte.

Watson ballte die rechte Hand.

»Stimmt das?«

»Ja, Sir.« knurrte er mich an.

»Dann sind Sie voreingenommen, Mr. Watson. Aber kommen wir zurück auf das Zigeunermädchen. Sie haben ja die Aussagen auch gehört. Die Kleine muß demnach entführt worden sein.«

»Glaube ich nicht. Ein Kidnapping ist was anderes«, versuchte er mich zu belehren. »Die haben uns nur alle einen Gefallen getan und werden das Mädchen wieder in das Camp zurückgeschafft haben.«

»Und wenn nicht?«

»Darüber denke ich nicht nach.«

Ich schaute ihn scharf an. »Okay, Mr. Watson, sehen wir die Sache mal so. Ich habe Ihnen schon einmal in Ihrem Office gesagt, daß wir dem Lager einen Besuch abstatten werden. Damit fangen wir gleich

an. Und wehe, wenn wir das Mädchen nicht dort finden. Dann stellen wir den Ort auf den Kopf. Ist das klar?«

»Natürlich.« Er zeigte sich wieder muckig. »Sonst noch etwas?«

»Und ob. Hören Sie genau zu, Mr. Watson. Wir haben eine Spur des Teufels gefunden. Genauso, wie sie damals gewesen sein muß. Nur eine Spur, deshalb wissen wir nicht, wie viele es noch gibt. Fahren Sie mit dem Lautsprecherwagen durch den Ort, wenn Sie einen haben, und warnen Sie die Menschen. Wer eine solche Spur entdeckt, soll sofort weglaufen und sich nicht erst in ihren Bann ziehen lassen. Ist das klar?«

»Verstanden.«

»Gut, denn diese Spuren sind tödlich, Mr. Watson. Betty Jordan ist das beste Beispiel dafür.«

»Sie können sich auf mich verlassen!«

»Das hoffen wir.«

Es waren vorerst die letzten Worte, die wir mit ihm gewechselt hatten. Für uns wurde es allmählich Zeit, dem Lager oder Camp einen Besuch abzustatten…

***

Auch bei Tageslicht sahen die verfallenen Mauern der abseits stehenden Kirche düster aus.

Der Zahn der Zeit hatte nicht das gesamte Bauwerk zerstören können. Es gab noch genügend Reste, hinter denen man sich verstecken konnte. In den letzten Jahren hatten sie so manchem Liebespaar als Nest gedient, denn das Unkraut wuchs zwischen den Trümmern meterhoch. Auch jetzt tanzten die Halme im Wind, und die laue Luft streifte auch über das erhitzte Gesicht des Zigeunermädchens Sarita.

Obwohl es genügend Zeugen gegeben hatte, war es keinem der Dorfbewohner eingefallen, ihr zu helfen, als die beiden brutalen Kerlesie abschleppten.

Sie hatte sich auf den Rücksitz der Maschine des Glatzköpfigen setzen müssen. Der andere Kerl war hinter ihnen hergefahren, und sie hatten sich auf Schleichwegen dem Ziel genähert.

Zwischen den Trümmern herrschte Stille, bis auf das Summen und Surren zahlreicher Insekten.

Das machte dem Mädchen nichts. Sie war ein Freund der Natur und auch so aufgewachsen. Von ihren Großeltern hatte sie erfahren, daß man alle Tiere achten mußte. Vom kleinen Käfer bis zum Hund.

Jedes Tier war ein Geschenk Gottes!

Das taten die beiden Männer nicht.

Sie achteten kein Menschenleben, und vor allen Dingen nicht das ihrer Gefangenen, denn sie hatten Sarita mit Ketten an ein in guter

Deckung stehendes Mauerstück festgebunden.

Das Mädchen selbst lag im hohem Gras, mit dem Rücken an der Mauer.

Zwei Ketten hatten den Kerlen gereicht. Sie spannten sich schräg über den Körper des Mädchens und klemmten die Arme zudem noch ein, so daß sich Sarita nicht bewegen konnte.

Wenn Sarita die Augen verdrehte, schaute sie in den Himmel, wo sich der Sonnenball allmählich verabschiedete und dem westlichen Horizont zuwanderte, wo er bald vollends verschwinden würde.

Schaute Sarita nach vorn, sah sie die beiden Brüder im Schneidersitz vor sich, Whiskyflaschen in den Händen. Sie tranken, rauchten, tranken wieder und waren ansonsten stumm.

Aber ihre Blicke sagten genug. Sie glitten mehr als einmal über den Körper des Mädchens, und Sarita kam sich unter ihnen so schrecklich bloß und ausgezogen vor.

Diese Blicke konnten erniedrigen. Sie machten einen Menschen zu einer Ware.

Nicht immer gelang es ihr, ihnen standzuhalten. Oft genug wußte sie nicht, wohin sie schauen sollte, und ihr wurde mit aller Deutlichkeit klar, in welch einer Gefahr sie schwebte.

Diese Kerle würden keine Gnade kennen. Dabei hatte sie ihnen persönlich nichts getan, es war nur die Tatsache, daß sie zu einer Minderheit gehörte und die jungen Leute von den älteren Menschen regelrecht aufgehetzt worden waren.

Drei Tote hatte es im Dorf gegeben. Drei Leichen, für die Sarita nichts konnte, obwohl es da eine Verbindung zwischen ihrer Sippe, den Toten und einem Vorgang geben mußte, der tief in der Vergangenheit begraben lag. Sarita selbst hatte nie konkret danach gefragt, weil es sich für ein Mädchen nicht schickte, aber ihr war die Nervosität der Leute nicht verborgen geblieben, als sie das Camp nahe der Stadt Devon bezogen hatten. Etwas Entscheidendes sollte da geschehen, das hatte sie zwischen den Zeilen vernommen, und es mußte auch mit dem Teufel zu tun haben, wie sie mittlerweile wußte.

Mehr war ihr nicht bekannt.

Wieder schaute der Glatzkopf sie an. Vor seinen Blicken fürchtete sich Sarita am meisten, weil sie so gierig, abwertend und auch lauernd waren. Der Bruder Wade starrte sie zwar auch an, aber er schaute mehr düster und wissend. Manchmal nickte er auch, als wollte er die Worte, die er gedanklich formuliert hatte, bestätigen.

Ken Liston hob die Whiskyflasche, schaute noch einmal zur Sonne und leerte sie. »Das war's«, sagte er und schleuderte die Flasche gegen eine Mauer. Sie zersplitterte noch in der Luft. Ken erhob sich schwankend und atmete tief durch. Dann verschwand er hinter den Büschen, um eine natürliche Rührung abzubauen.

Wades Flasche war noch halbvoll. Wenn er sie bewegte, schwappte der Whisky hin und her. Viel Hoffnung hatte Sarita nicht, aber sie versuchte es trotzdem, Wade Liston zu überzeugen.

»Hören Sie mich an, bitte!« flehte sie.

Er schaute hoch und stellte die Flasche neben sich. Dann riß er einen Grashalm ab und spielte damit. Dabei grinste er und sagte:

»Damit kann man einen umbringen, habe ich gehört. Ehrlich, man braucht nur die nötige Geduld zu haben, und alles ist erledigt. Verstehst du?«

»Das… das glaube ich, aber ich möchte …«

Er warf den Halm weg. Sein düsterer Blick pendelte sich auf das Mädchen ein. »Was denn?«

»Schon gut.«

Er lachte rauh. »Weshalb sprichst du nicht weiter? Willst du etwas von mir?«

Sarita faßte sich ein Herz. »Ja, ich will etwas von Ihnen. Sogar etwas Bestimmtes. Ich möchte, daß Sie mich freilassen. Bitte, ich habe Ihnen nichts getan…«

»Das stimmt.«

»Und weshalb lassen Sie mich dann nicht frei?«

»Das kann ich dir sagen. Es hat drei Tote in Devon gegeben. Süße, mein Partner und ich sind keine Heiligen, das weißt du selbst. Wir sind Typen, die sich durchs Leben schlagen. Mehr schlecht als recht. Wir müssen immer zusehen, daß wir rumkommen, aber es stört uns, daß es drei Tote in Devon gegeben hat. Nicht wegen der Typen, es geht da um andere Dinge.« Er hob die Hand und zählte sie auf.

»Erstens wirbeln drei Tote Staub auf. Bullen werden kommen, und die hassen wir nun mal. Staub war auch der richtige Ausdruck. Wir mögen es nicht, wenn jemand stirbt und plötzlich zu Staub zerfällt. Das ist unnatürlich, verstehst du? Völlig unnatürlich. Und weißt du auch, wer da seine Hand im Spiel hat?«

»Sag schon, wer?«

»Willst du mich verarschen, Süße?«

Sarita quälte sich. »Ich… ich weiß es wirklich nicht. Ich weiß nicht, was du meinst …«

»Dann will ich es dir sagen. Hier hat der Teufel seine Hand mit im Spiel gehabt. Ich wohne lange genug in Devon und weiß genau, daß der Satan schon vor 150 Jahren zugeschlagen hat. Das erzählen sich die Leute. Fast jedes Kaff hier hat eine Legende. Unsere ist besonders schlimm, denn wir sind vom Teufel besucht worden. Und diesen komischen Bruder mag ich nicht besonders, begreifst du das?«

»Das schon…«

»Dann wäre ja alles klar.«

»Aber was hat das mit mir zu tun?«

»Alles, Süße, alles. Wieder sind drei Leute zu Staub zerfallen, wie damals in der alten Zeit. Und wiederum befinden sich Zigeuner in der Nähe. Diesmal sogar zahlreicher als früher. Es könnte also, nimmt man die Zahlen, noch schlimmer kommen.«

»Wie?«

»Wenn der Teufel erscheint, rottet er das ganze Dorf aus. Das will ich nicht.«

Sarita schwieg. Sie mußte über die Erklärungen zunächst nachdenken. Dann fragte sie: »Was habe ich mit der Sache zu tun?«

»Alles und nichts.«

»Nicht alles.«

»Doch, du bist ein Zigeunermädchen, und mit dir machen wir den Anfang. Manche sagen, du wärst eine Hexe. Das kann auch sein, ich will mich da nicht so festlegen. Weißt du eigentlich, was man mit Hexen früher gemacht hat?«

Sarita nickte, und Wade sprach weiter. »Man hat sie verbrannt. Und das werden wir auch mit dir. Dieser Ort hier, diese Kirchentrümmer sind verflucht, denn die Geschichte erzählt, daß der Pfarrer damals ebenfalls vom Teufel besessen war und dem Satan die Kirche hat überlassen müssen. Davon können wir jetzt profitieren.«

»Das begreife ich nicht.«

»Dann sage ich es dir. Dieser Ort ist gleichzeitig ein Hort des Satans. Ideal zum Verbrennen von Hexen. Hast du es jetzt begriffen? Hexen werden hier verbrannt, Süße.«

Sarita holte tief Luft. »Ich soll… ich soll hier verbrannt werden?« fragte sie stockend.

»Ja, denn jeder von euch hat den Teufel im Leib. Das ist meinem Bruder und mir klar.«

Sie starrte ihn an, ohne ein Wort zu sagen. Allmählich dämmerte es Sarita, welch grauenvolle Tat die beiden jungen Männer vorhatten. Sie wollten sie eiskalt töten. Nicht einmal nur durch eine Kugel ermorden, nein, viel schlimmer. Sie sollte, wie damals die Hexen, verbrannt werden.

Plötzlich begann sie zu schwitzen. Todesangst durchfuhr sie, und der kalte Schweiß trat aus allen Poren.

Wade Liston bemerkte es. Er grinste, schielte zu der Sonne hin und nickte. »Es ist gleich soweit. Hexen werden in der Dunkelheit verbrannt, damit das Feuer möglichst weit leuchtet, verstehst du? Die Flammen sollen die Nacht erhellen, sie werden zu einem Fanal. Wir beide, mein Bruder und ich, besiegen die Hölle, und mit dir machen wir den Anfang. Wenn du zu Staub geworden bist, kommen andere an die Reihe. Eure ganze Sippe wird vernichtet…«

»Nein!« rief sie.

Wade sprang hoch, weil Sarita so geschrien hatte. »Was willst du

damit sagen?«

»Wenn du das tust, rennst du in dein Unglück. Wir werden uns rächen. Meine Familie wird sich rächen. Unser Fluch wird dich treffen…«

Er lachte laut. »Dann stimmt es also doch, daß ihr mit dem Teufel im Bunde steht.«

»Ob es stimmt oder nicht, weiß ich nicht. Auf jeden Fall wird mein Tod nicht ungerächt bleiben.«

»Dazu kommen die anderen nicht.« Wade setzte sich wieder und wechselte das Thema. »Weißt du eigentlich, aus welch einem Grund mein Bruder verschwunden ist?«

»Ja, er hat wohl viel getrunken und…«

»Das kommt auch hinzu. Aber wenn er zurückkehrt, wird er etwas in den Armen halten. Weißt du, was das sein wird?«

»Nein…«

»Zweige! Trockene Zweige. Man sagt auch Reisig. Es soll besonders gut brennen.« Er lachte gemein. »Seit dem Mittelalter hat sich da nichts geändert. Schon damals wurden Reisighaufen angezündet, in die man die Hexen hineinstellte. Du aber wirst im Sitzen sterben.«

Dieser noch junge Mensch, der kaum älter war als Sarita, hatte so deutlich gesprochen, daß sie ihm jedes Wort glaubte und die Angst sich immer weiter steigerte. Sie war nicht mehr fähig, etwas zu sagen, lauschte nur den Geräuschen und hörte plötzlich Schritte, auf die sie sich konzentrierte.

Das war Ken, der Glatzkopf.

Und er kam näher.

Noch konnte Sarita ihn nicht sehen, an den Geräuschen aber hörte sie, daß er nicht mehr weit zu laufen hatte. Das Geräusch war links von ihr aufgeklungen. Durch den Sitz der Kette war sie leider nicht in der Lage, den Kopf so zu drehen, wie sie es gern gehabt hätte, aber jeder Schritt, der durch das Gras und das hochwachsende Unkraut schleifte, erzeugte bei ihr einen erneuten Angststoß.

Dann hörte sie seine Stimme. Ken fluchte. »Die nächsten Äste holst du, Bruderherz.«

»Falls wir noch welche brauchen.« Wade erhob sich und ging seinem Bruder entgegen.

Der Glatzkopf hatte Reisig gesammelt, dabei war er ins Schwitzen gekommen. Auf seinem Gesicht glänzte der Schweiß wie eine dicke Speckschicht. Eine Flasche Whisky hatte er geleert. Andere wären längst umgefallen, nicht er. Ken hielt sich wacker, wenn auch breitbeinig.

Wade Liston nahm ihm das Zeug ab. Er warf noch einen kurzen Blick auf Sarita, die den Vorgang stumm, hilflos und aus weit aufgerissenen Augen beobachtete.

»Weiß sie schon was?« fragte Ken.
»Klar.«
»Und was sagt sie?«
»So gut wie nichts. Sie ist stumm vor Entsetzen.«
Ken lachte. »Wenn sie schmort, wird sie schon schreien. Das haben Hexen immer getan.«
»Ich bin keine Hexe!«
Ken winkte ab. Er schaute zu, wie sein Bruder den Reisig vor der Sitzenden aufbaute und auch einige Zweige auf ihre Beine legte.
Dieser Wade ging systematisch vor, und das war das Schlimme an der Sache. Wie ein Wissenschaftler, der etwas untersuchte und über ein Problem genau Bescheid wissen wollte.
»Es wird gleich dunkel«, sagte Ken. Er hatte sich eine Zigarette zwischen die Lippen gesteckt und rauchte hastig.
»Dann brennt sie auch!«
Ken nickte nur. »Ich habe mir immer mal gewünscht, eine Hexe zum Teufel zu schicken. Das haben die Leute damals doch auch getan. Oder sehe ich das falsch, Wade?«
»Nein, das siehst du schon richtig.«
»Es gibt keine Hexen!« schrie Sarita, obwohl sie keine Hoffnung mehr hatte, in die Freiheit zu gelangen. Die beiden Männer kamen ihr so vor, als ob sie in ihren Entscheidungen nicht frei waren. Sie wirkten auf sie, wie unter einem fremden Einfluß stehend.
Ken lachte. »Du kannst ja mal in den Spiegel sehen. Also ehrlich, ich hätte dich auch lieber nicht verbrannt und etwas anderes mit dir angestellt, aber ich habe hier nicht das Sagen.«
»Benzin!«
Es war nur eine knappe Anweisung, die Wade gab, aber dieses eine Wort war wie ein Todesurteil.
Ken trat die Zigarette aus und verließ den Platz. Er verschwand hinter den Büschen und wurde auch durch eine Mauer gedeckt. Sarita wußte, daß er zu den Maschinen wollte. Wahrscheinlich befand sich das Benzin in einer der Packtaschen.
Das Mädchen spürte den Druck der Zweige auf den Beinen. Das Holz kratzte, es stach auch durch den festen Stoff der Hose, und letzte Äste ragten wie stehende, braune Finger ihrem Kinn entgegen.
Wade wartete. Sein Gesichtsausdruck zeigte auch weiterhin die beklemmende Düsternis, und seine Lippen waren fest zusammengepreßt. Was er dachte, war diesem Ausdruck nicht zu entnehmen.
Aber eine Chance konnte sich Sarita nicht mehr ausrechnen. Deshalb versuchte sie es auch nicht, ihn durch Reden von seiner Tat abzuhalten. Dieser Mann hatte sich einmal entschlossen, und dabei blieb er.

Die Ketten drückten ihr gegen die Brust. An der Rückseite spürte sie den rauhen Mauerrest. Jeder Atemzug stach in ihre Lunge. Es kam vielleicht von der Angst, die sie beherrschte. Und Furcht hockte in ihr wie ein böses Tier.

Sarita hätte weinen können. Vielleicht hätte sie sich dann etwas gelöster gefühlt, doch es wollte ihr einfach nicht gelingen. Dafür dachte sie an etwas anderes.

Der längst verstorbene Großvater und dessen Ratschläge fielen ihr ein. Das war wie ein Blitzstrahl, sie sah ihn vor sich, wie er sich mit seiner Enkelin an all den langen Abenden unterhielt, und er hatte ihr Sätze gesagt, die sich in ihr Gedächtnis regelrecht eingebrannt hatten.

»Du bist etwas Besonderes, Sarita. Ich weiß es, du wirst irgendwann einmal erfahren…«

»Was denn?« Immer wieder hatte sie nachgehakt, aber keine konkrete Antwort erhalten.

»Etwas Besonderes!«

Und dann hatte er von einem anderen Leben berichtet. Von einer Wiedergeburt und all den Dingen, die damit zu tun hatten. Von geistigen Strömen, von Materie, Wellen, Licht und Magie. Ihr Großvater war ein sehr gebildeter Mann gewesen, er kannte die Natur und wußte, daß es auch dort Leben gab, wo andere Menschen nur den Tod sahen. Allerdings ging er nicht wissenschaftlich vor, dieser Mann hatte sich voll und ganz auf sein Gefühl verlassen.

Jetzt, kurz vor ihrem schrecklichen Ende, dachte Sarita darüber nach, was er mit seinen Kernsätzen gemeint haben könnte. War sie tatsächlich etwas Besonderes? Wenn ja, dann würde sie bald sterben, ohne erfahren zu haben, wie es wirklich um sie stand.

Kens Pfeifen unterbrach ihre Gedanken. Er tauchte zwischen dem hohen Unkraut auf und schwenkte eine Ginflasche. Nur befand sich darin kein Schnaps, sondern eine andere Flüssigkeit, die einen typischen Gestank verbreitete, als Ken den Verschluß abdrehte.

So roch es an Tankstellen.

Es wurde ernst, falls eine Steigerung überhaupt noch möglich war.

Sarita schaute auf. Ken hatte die Flasche nicht aus der Hand gegeben. Er stellte sie vor sie hin, kippte sie, und das Benzin gluckerte aus der Öffnung. In einer langen, hell schimmernden Bahn floß es auf die Reisigzweige, näßte sie ebenso wie den Kleidungsstoff des Mädchens.

Benzindünste schwängerten die Luft.

»Ich bin etwas Besonderes«, sagte Sarita plötzlich laut. »Ich bin etwas Besonderes. Ihr werdet euch noch wundern…!«

Die beiden grinsten nur. Wade hatte inzwischen einen Lappen hervorgeholt und sein Feuerzeug betätigt.

Der mit Benzin getränkte Lappen fing sofort Feuer.

Mit einer lässig anmutenden Bewegung schleuderte Wade den

brennenden Gegenstand auf den Reisighaufen zu und sprang selbst zurück.

Das war auch nötig, denn augenblicklich puffte eine gewaltige Flamme in die Höhe, die zu einer lodernden Wolke wurde und dem jungen Zigeunermädchen keine Chance ließ…

***

Ein Tag neigte sich allmählich dem Ende entgegen. Die Sonne war untergegangen, aber noch lag die Helligkeit wie ein feiner Schleier über dem Land. Wir hatten unseren Bentley geholt und waren mit dem Silbergrauen zu dem neuen Ziel gefahren.

Das Camp der Zigeuner lag außerhalb der Ortschaft an einem Bach, denn frisches Wasser brauchten die Leute. Als die lange Schnauze des Silbergrauen auftauchte, leuchtete Mißtrauen in den Augen der uns erwartenden Zigeuner auf, denn die Erfahrung hatte sie gelehrt, Besuch zunächst skeptisch entgegenzutreten.

Wir hielten an, stiegen aus und schritten nebeneinander her.

Zigeuner sind früher in Planwagen durch die Lande gezogen. Das hat sich geändert. Wir sahen moderne Wohnwagen, auch ein Wohnmobil. Die Chromleisten blitzten vor Sauberkeit.

Kinder spielten.

Einige versuchten sich auf einem Skateboard, manche fuhren Rad, einer spielte mit Seilen, es herrschte ein Leben wie auf einem Campingplatz für Urlauber.

Sogar Wäsche hing auf der Leine. In ihrer Buntheit flatterte sie wie ein Flaggenmeer.

Die Türen der Wagen standen offen. Jemand rief mit lauter Stimme nach einem gewissen Tasso, während zwei Hunde uns beschnüffelten.

Wir blieben ungefähr in der Mitte des Platzes stehen, mißtrauisch beobachtet von Männern und Frauen. Einer fragte, ob wir Polizisten wären.

Ich bejahte die Frage.

Der junge Mann regte sich auf. »Wollen Sie uns vertreiben? Das können Sie nicht. Wir dürfen hier…«

»Davon hat niemand etwas gesagt«, erwiderte Suko. »Aber wir würden gern den Chef der Sippe sprechen.«

»Ich bin hier!«

Gehört hatten wir ihn nicht. Hinter uns mußte er seinen Wagen verlassen haben, denn er stand vor dem Eingang und schaute unsabwartend entgegen.

Der Mann war in meinem Alter. Sein lockiges Haar hatte bereits eine graue Färbung angenommen. In dem von der Sonne verbrannten Gesicht fielen besonders die wachsamen Augen auf.

Das Hemd und die schwarze Hose standen ihm gut.

»Wir sind Polizisten«, wiederholte ich.

»Das habe ich gehört.«

»Allerdings keine Einheimischen«, klärte ich ihn auf, »sondern Yard-Beamte aus London.« Ich stellte uns anschließend vor.

Unsere Erklärungen schienen ihn nicht überrascht zu haben.

Freundlich stellte er sich als Tasso vor.

»Wo können wir uns mit Ihnen unterhalten?« fragte ich.

»Hier.«

Das wollte ich nicht. Mittlerweile hatten sich einige Menschen um uns versammelt, und auch die Kinder schauten uns groß an.

»Ich hatte eher an ein Gespräch unter sechs Augen gedacht…«

»Geheimnisse gibt es bei uns nicht.«

»Das ist auch nicht Sinn der Sache«, widersprach ich. »Aber wir sollten wirklich zu dritt reden.«

Tasso überlegte einen Moment, bevor er nickte und sich somiteinsichtig zeigte. »Kommen Sie in unser Gästezelt!«

Wir waren einverstanden.

Das Gästezelt lag ein wenig abseits, war am nahen Waldrand aufgebaut und besaß ein Vorzelt, wobei der Eingang des normalen Zelts hochgeklappt war.

Wir kamen zwar nicht in die Behausung eines arabischen Scheichs, ähnlich empfanden wir jedoch, denn unsere Schritte wurden durch einen dicken Teppich so gedämpft, daß sie nicht zu hören waren.

»Es ist eine Art Beratungszelt«, erklärte Tasso und deutete auf die Sitzkissen. »Bitte.«

Wir setzten uns im Kreis hin. Zwischen uns stand ein sechseckiger Tisch.

Tasso gab sich sehr selbstsicher. »Sie gestatten, daß ich mir Ihre Ausweise anschaue?«

»Natürlich.«

Er bekam sie zu sehen, gab sie uns zurück und sagte: »Tatsächlich von Scotland Yard.«

»Haben Sie das nicht geglaubt?« fragte Suko.

»Nein. Meine Erfahrungen mit Polizisten sind nicht immer die besten gewesen. Ich habe mir oft Lügen anhören müssen, aber das scheint ja hier nicht der Fall zu sein.«

»Wir wollen mit offenen Karten spielen«, übernahm ich wieder das Wort. »Ihnen sind die Vorfälle der letzten Zeit bekannt?«

»Ja, das war nicht zu vermeiden. Es hat drei Tote gegeben.«

»Richtig. Und nicht nur das. Die Leichen sind zu Staub zerfallen. Heute starb übrigens die vierte Person, eine Frau namens Betty Jordan. Sagt Ihnen der Name etwas?«

Tasso schüttelte den Kopf. »Nein, überhaupt nicht.«

»Aber Sie sind über die Teufelsspur informiert?« erkundigte ich mich.

Für einen Moment wurde sein Blick lauernd. »Sollte ich?«
»Es wäre besser.«
Er lächelte. »Irgendwie habe ich Vertrauen zu Ihnen beiden gefaßt.«
»Okay, ich will es Ihnen sagen. Natürlich bin ich über die Vorgänge informiert.«
»Woher?« fragte Suko.
Wir erhielten eine überraschende Antwort. »Nicht erst durch die Bewohner von Devon. Ich wußte viel früher, was hier an dieser Stelle gelaufen war.«
»Was denn?«
»Sie wissen es ebenfalls«, erklärte uns der Mann. »Vor 150 Jahren gab es die ersten Toten. Drei Männer und ein kleines erfrorenes Zigeunermädchen. Und dieses Mädchen gehörte zu unserer Sippe. Es war praktisch eine Vorfahrin von uns.«
Das wunderte uns. Suko schaltete schnell. »Dann ist Ihr Besuch hier nicht ganz zufällig?«
»Ja und nein. Wissen Sie, unsere Sippe ist zwar nicht seßhaft, aber ineinem gewissen Sinne schon, denn wir haben uns England als Heimat ausgesucht. Wir ziehen durch die britischen Inseln, die wir so gut wienicht verlassen hatten, im Gegensatz zu anderen Sippen, die sich das Festland als Heimat ausgesucht haben. Es ist einige Wochen her, da verspürten wir einen gewissen Zwang, an diesem Ort zu erscheinen.«
»Wie äußerte sich dieser?« wollte ich wissen.
»Ich kann es nicht genau erklären, weil ich ihn nicht so stark verspürte. Es war ein junges Mädchen namens Sarita, das unbedingt an diese Stelle wollte.«
»Können wir sie sprechen?«
»Im Moment nicht. Wir haben sie zum Einkaufen in den Ort geschickt. Mich wundert es, daß sie noch nicht zurückgekehrt ist. Außerdem sollte sich Sarita einmal in Devon umschauen. Sie ist sehr sensitiv veranlagt. Wie ich Ihnen schon erklärte, war die erste Tote eine Verwandte von ihr.«
»Nach ihr haben wir auch gesucht.«
»Wie das?«
Ich runzelte die Stirn. »Wie es scheint, hat sie in Devon einige Schwierigkeiten bekommen.«
»Mit den Leuten da?«
»Auch.«
Tasso sprang auf. Plötzlich war er sehr erregt. »Sie müssen reden, ich bitte Sie! Es ist wichtig.«
»Setzen Sie sich erst mal wieder. Genaueres wissen wir auch nicht, aber Zeugenaussagen ergaben, daß Sarita in die Hände zweier Rocker gefallen ist.«

Tasso schwieg. »Und dann?«
Ich hob die Schultern. »Es gibt Leute in Devon, die sie mit einer Hexe verglichen haben.«
»Woher wissen sie das?«
Tasso hatte geschrien, und ich hakte nach. »Ist sie denn eine Hexe?«
»Es gibt keine Hexen!«
»Mit uns können Sie offen reden, Tasso. Wir wissen es besser. Wir haben erlebt, daß das Erbe eines magischen Blutes oft übergreift und…«
»So ist es auch hier.« Er setzte sich tatsächlich wieder, und seinen Blick richtete er in die Ferne. »Es ist alles nicht einfach zu beantworten, aber ich würde sagen, daß man Sarita in Ruhe lassen muß. Sie weiß nichts, hat bisher nur Andeutungen von ihrem Großvater gehört, aber sie ist eine lebende Zeitbombe.«
»Wie das?«
»Mr. Sinclair, Sarita ist gefährlich. Sie stammt von der Person ab, die den Fluch ausgelöst hat. Sie wollte hierher, um endlich alles klarzustellen. Wir taten ihr den Gefallen und ahnten nicht, daß wir das Grauen heraufbeschworen.«
»Inwiefern?«
»Die Spur des Teufels zeigte sich abermals. Sie ist noch nicht gelöscht worden. Was damals begann, hat auch noch heute seinen Fortbestand. Insofern muß ich Sarita die Schuld in die Schuhe schieben. Wir hätten nicht kommen sollen.«
»Steht sie denn mit dem Teufel im Bunde?« fragte Suko.
»Das ist nicht klar. Soviel mir bekannt ist, stand das erfrorene Mädchen damals mit den Kräften der Finsternis in Verbindung. Irgendwie muß sich das auf Sarita übertragen haben. Ich weiß nicht, was geschient, aber ich glaube, daß man sie nicht töten kann.«
»Erklären Sie das genauer.«
»Ich kann es nicht. Sarita ist eine eigene Persönlichkeit. Sie hat eine völlig andere Entwicklung hinter sich als die normalen Kinder in unserem Camp. Sie war schon immer sehr ernst gewesen, aber sie hat es mit Fassung getragen. Ich bin davon überzeugt, daß sie mehr wußte, als sie hat zugeben wollen. Wenn man sie oder ihren damals noch lebenden Großvater danach fragte, haben beide abgewunken und wollten nichts sagen. Es wäre besser so, meinten sie.«
»Jedenfalls ist sie verschwunden«, resümierte Suko. »Und wir müssen sie finden.«
»Das will ich auch. Sie sprachen von zwei wüsten Kerlen, die sich an ihr vergriffen haben?«
Ich schränkte ein. »Zumindest haben diese Typen sie mit verschleppt. Niemand weiß allerdings, wohin. Die Leute sprechen schnell von einer Hexe, von einem Zigeuner…«

»Ich kenne die Vorurteile«, sagte der Mann mit bitterer Stimme und bat uns, mit ihm zu kommen.

Wir verließen das Zelt. Die Mitglieder der Sippe hatten sich nicht inihre Wagen zurückgezogen. Sie standen nach wie vor draußen, unterhielten sich auch nicht, und das Schweigen lastete wie eine dumpfe Glocke über dem Campingplatz.

Keiner stellte eine Frage. Wenn es etwas zu erklären gab, würde der Sippenführer das schon übernehmen. Tasso tat nichts dergleichen. Er führte uns quer über den Platz auf einen kleineren Wagen zu, der rot angestrichen war und nur zwei Fenster besaß.

»In ihm hat sie gewohnt.«

»Sollen wir rein?« fragte ich.

»Ja.«

»Und dann?«

»Wir werden uns genau umsehen. Ich möchte Ihnen etwas zeigen, das vielleicht zu einer Lösung beitragen kann. Die wenigsten wissen davon. Nur jeweils die Führer der Sippen wurden eingeweiht.« Er wischte über seine Wangen. »Ich habe Vertrauen zu Ihnen, deshalb kann ich Sie damit auch konfrontieren.«

Wir hatten nichts dagegen und schauten zu, wie der Mann mit einem Generalschlüssel die Tür öffnete. Sie befand sich an der Seite des Wagens, und wir mußten eine Stufe hochgehen, um einsteigen zu können.

Es roch muffig in dem Wagen, ich hatte das Gefühl, die Luft schmecken zu können.

Es gab auch Licht. Tasso drehte den Schalter um. Unter der Decke wurde eine milchige Glaslampe hell.

»Hat Sarita hier allein gewohnt?« fragte ich.

»Ja, sie hatte keine Eltern mehr. Sie kamen um, aufgewachsen ist sie bei ihrem alten Großvater, der auch vor zwei Jahren verstarb. Der Großvater hatte sie alles gelehrt, was sie wissen mußte, sie in die Geheimnisse eingeweiht.«

»Welche waren das?«

»Das werden wir wohl gleich erfahren.«

Zunächst schauten wir uns im Wagen um. Man sah, daß eine Frau oder ein Mädchen hier gelebt hatte. Alles war sehr sauber, auch irgendwie locker. Da sah ich Poster von Michael Jackson über einem Teddybär hängen, daneben eine Gitarre. Auf dem Tisch lag eine gestickte Decke, das Bett war gemacht. Puppen aus Stoff verzierten die weiße Bettwäsche. Nichts stand herum, kein Geschirr, nur einige Bücher lagen neben dem Bett.

Tasso hatte unsere Blicke bemerkt. »Nun?« fragte er.

»Nichts Außergewöhnliches«, stellte ich fest.

»Das stimmt.«

Ich lächelte. »Jetzt bin ich nur gespannt, ob Sie uns etwas Besonderes zeigen können.«

»Das werde ich schon.«

Es war eng im Wagen. Als Tasso sich umdrehte und an uns vorbeiwollte, mußten wir die Bäuche einziehen. Er ging in die zweite Hälfte des Wagens, wo sich die eingebaute Küche befand. Küche war übertrieben, eine Spüle war vorhanden und auch ein schmaler Schrank mit Klapptüren. Eine davon zog Tasso auf.

Dahinter sah ich einen kleinen Safe.

»Hat den jeder?« fragte ich.

»Ja.«

»Und Sie besitzen den Schlüssel?«, wunderte sich mein Freund und Kollege Suko.

»Auch das.« Er holte ihn hervor.

»Wieso?«

»Der Großvater hat ihn mir, kurz bevor er starb, zu treuen Händen übergeben. Noch nie zuvor habe ich davon Gebrauch gemacht. Das ist das erste Mal.« Er fügte noch etwas hinzu. »Ich bin zudem fest davon überzeugt, auch in Großvaters Sinne zu handeln. Irgendwie fühle ich, daß der Zeitpunkt reif ist.«

»Befürchten Sie irgend etwas?« fragte ich ihn.

Sein Blick wurde regelrecht traurig. »Ja«, erwiderte er. »Ich befürchte etwas.«

»Sie können aber konkret nichts sagen?«

»Nein, aber es sind schlimme Dinge, die sich entwickelt haben und auf uns zukommen werden. Die Zeit ist reif, mehr möchte ich dazu nicht sagen, bitte…«

Wir nickten und ließen ihn in Ruhe. Tasso schloß auf. Als er die Tür aufzog, gelang es uns, einen Blick in den offenen Safe zu werfen.

Der Inhalt war kaum der Rede wert. Dort stand ein kleines Kästchen, etwa halb so groß wie eine Zigarrenkiste, dafür aber höher. Deckel und Unterteil waren durch einen Klappverschluß verbunden. Mit den Fingerspitzen zog er ihn auf, um anschließend den Deckel zu öffnen. Wir schauten ihm über die Schulter, konnten aber noch nichts erkennen. Erst als er den kleinen Kasten ganz aus dem Safe nahm, gelang es uns, einen Blick hineinzuwerfen.

Der Boden wurde von einem grauen Inhalt bedeckt. Ich wunderte mich darüber und wußte im ersten Augenblick nicht, um was es sich dabei handelte.

Vorsichtig stellte Tasso den Kasten auf einem Tisch ab. Er schwitzte, auf der Stirn lagen die fast durchsichtigen Tropfen wie kleine Perlen. Wir traten an den Tisch heran und sahen den Blick des Zigeuners auf uns gerichtet.

»Das ist sie«, sagte Tasso mit leiser Stimme. »Das ist die Asche des

Mädchens, dessen Körper vor 150 Jahren in einer beißenden Kälte erfror…«

***

Mit dieser Eröffnung hatten weder Suko noch ich gerechnet.

Deshalb sagten wir auch nichts, denn wir mußten zunächst die Überraschung verdauen.

Mein Freund faßte sich als erster. »Und Sie sind sicher, daß es sich dabei um die Asche handelt?« fragte er.

»Das bin ich.«

»Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Der alte Rocco, Saritas Großvater.«

»Irrtum ausgeschlossen?«

»Er war ein sehr weiser Mensch, Mr. Sinclair. Wenn Sie ihn gekannt hätten, Sie würden sicherlich nicht am Wahrheitsgehalt meiner Wortezweifeln. Wissen Sie, ich bin eigentlich ein Ausrutscher in dieser Sippe. Ich, hatte mich mal für einige Jahre von ihr getrennt, um zu studieren. Das Studium schloß ich ab. Völkerkunde und Soziologie interessierten mich. Ich hatte vor, Lehrer zu werden oder in einem Museum zu arbeiten. Aber der Ruf des eigenen Blutes war eben zu stark. Ich mußte zurück zur Sippe, denn hier sah ich meine eigentliche Aufgabe. Wie es scheint, habe ich mich nicht getäuscht.«

»Kommen wir auf das tote Mädchen zurück«, sagte ich und deutete auf die Asche. »Wenn Sie darüber Bescheid wissen, könnten Sie auch über das Leben des Mädchens informiert sein.«

»Das bin ich auch.«

»Und?«

»Das Mädchen, es hieß übrigens auch Sarita, muß tatsächlich mit dem Teufel im Bunde gestanden haben, sonst wäre es nicht passiert. Den Überlieferungen zufolge, ist es zu einem Pfarrer gebracht worden, der sich durch den Keim der Hölle infiziert haben muß. Alles andere liegt im Dunkel der Zeiten, und das Gotteshaus, dessen Chef der Pfarrer gewesen war, muß ungefähr um die gleiche Zeit abgebrannt sein. Die Kirche, die Sie jetzt sehen können, ist neu. Aber die Trümmer der alten existieren noch. Sie sind für die Menschen in der Umgebung zu einem Ort der Geister und Dämonen geworden, das haben wir inzwischen herausfinden können.«

Wir waren schlauer geworden, aber an den Kern der Sache kamen wir noch immer nicht heran.

Ich faßte das Gehörte in einem Satz zusammen. »Sarita ist für uns der springende Punkt. Wir müssen das Mädchen unter allen Umständen finden.«

Tasso nickte, während er den Deckel wieder zuklappte. »Fragt sich nur, wo wir anfangen sollen zu suchen? Haben Sie sich in der näheren

Umgebung des Dorfes schon einmal umgesehen?«
»Nein.«
»Sie werden hier viel Gegend finden, die zahlreiche Versteckmöglichkeiten bietet. Sarita wußte von ihrem Erbe. Sie mußte damit rechnen, irgendwann einmal in die Versuchung zu kommen, es erfüllen zu müssen. Nur habe ich das vermeiden wollen.«
»Sie hätten sie nicht in den Ort schicken sollen.«
»Sollte ich sie von allem fernhalten? Sicher, Sie haben recht, Mr. Sinclair. Nach den Vorgängen hätte ich sie nicht allein gehenlassen sollen. Das kann ich mir ankreiden, aber ich habe mit etwas toleranteren Menschen gerechnet und nicht mit Leuten, die Sarita sofort als eine Hexe betrachten.« Er schaute sich um. »Kommen Sie, gehen wir wieder. Mehr konnte ich Ihnen nicht zeigen.«
Wir verließen den Wagen, blieben vor der Tür stehen und schauten auf die Gruppe der Menschen. Sie unterhielten sich flüsternd. Nur das Bellen eines Hundes klang laut.
»Haben Sie eine Ahnung, wo wir mit der Suche anfangen können?« fragte Suko.
Der Sippenführer überlegte eine Weile, bevor er den Kopf schüttelte.
Ich hatte einen Einwand. »Officer Watson wird uns helfen müssen«, erklärte ich hart. »Er kennt auch die Leute, die das Mädchen entführt haben.«
»Und er hat nicht eingegriffen?« fragte Tasso.
»Er war nicht dabei.«
Der Zigeuner ballte die Hand. »Das ist kein Argument. Als Polizist hätte es zu seinen Aufgaben gehört, etwas zu unternehmen. Das hat er nicht gemacht, so ist er mitschuldig. Ich frage Sie beide. In welch einer Welt leben wir eigentlich? Hat sich denn überhaupt nichts verändert seit den finsteren Zeiten des Mittelalters?«
»Doch, es hat sich etwas verändert«, antwortete ich.
»Und was?«
»Die Methoden gewisser Menschen sind feiner und raffinierter geworden. Trotzdem nicht weniger gefährlich. Heute foltert man in zivilisierten Ländern anders.«
»Ja, leider…«
»Das bringt uns aber nicht weiter. Wir müssen Sarita finden und werden eine Suchaktion starten.« Mein Blick fiel nach oben. Ich schaute in den Himmel, sah, daß er grau wurde und die Sonne längstuntergegangen war. Die Dämmerung hatte Einzug gehalten, bald würde es dunkel sein, dann sanken die Chancen.
»Wie wollen Sie es machen?« fragte Tasso.
»Officer Watson wird uns die Adresse der beiden Männer geben. Wir fahren hin…«
»Und finden sie bestimmt nicht im Haus.«

»Das ist möglich.«
»Lassen Sie uns doch die Umgebung absuchen. Wir alle werden helfen. Dieser Watson braucht…«
Die folgenden Worte sparte sich der Mann. Er blieb lauernd stehen, weil er etwas gerochen hatte.
Auch Suko machte ein anderes Gesicht, während ich noch immer nichts herausfand.
»Was ist denn los?« fragte ich.
»Da brennt etwas«, flüsterte mein Freund.
»Oder verbrennt«, sagte Tasso dumpf. Er feuchtete einen Finger an, hob die Hand und versuchte so, die Windrichtung festzustellen.
Andere Zigeuner kamen dazu, und ein älterer Mann gab die Erklärung, nach der Tasso suchte.
»Es kommt von dort, wo einmal die Kirche gestanden hat und abgebrannt ist…«

***

Die Liston-Brüder waren wie von allen Geistern verlassen, als sie auf die wabernde Flammenwand starrten und die Hitze spürten, die ihnen entgegengetrieben wurde. Mitleid mit dem Mädchen hatten sie nicht, ihre menschlichen Gefühle waren von einer fremden Kraft aufgehoben worden.
»Brenn, Hexe, brenn!« Dumpf drangen die Worte aus Wade Listons Mund. Auch sein Gesicht hatte einen völlig anderen Ausdruck bekommen. Die Augen waren weit geöffnet. Der Mund stand offen, und ein böser Schimmer schien sich wie ein Schleier über seine Züge gelegt zu Haben.
Ken erging es ähnlich. Nur sprach er nicht, sondern lachte. Es sah so aus, als wäre sein umnebeltes Gehirn einfach nicht in der Lage, den Vorgang richtig zu erfassen. Er sah nur das Feuer, hielt die leere Flasche noch in der Hand und schleuderte sie dann in die Flammen.
Sie prallte neben dem Mädchen gegen die Mauer und zerbrach.
Kein Laut drang aus dem Mund der Sterbenden.
Dieses Sterben ohne Geräusch wunderte die beiden. Sie dachten aber nicht weiter darüber nach und stierten auf den wabernden Hitzeschleier, der zuckend vor der Feuerwand stand.
Die Flammen fauchten. Reisig brannte laut knallend und explodierte regelrecht, so daß glühende Stücke in die Höhe geschleudert wurden.
Wade Liston wollte die Gestalt des Mädchens sehen. Er ging zur Seite, die Hitze traf ihn nicht mehr so stark, sein heißes Gesicht kühlte ab, und er konnte sie entdecken.
Sie saß noch immer.
Steif wie eine Puppe hing sie in den Ketten. Längst hatte ihre Kleidung Feuer gefangen, und die Flammenarme huschten wie gierige

Finger über ihre Haut, die verbrannt wurde.

Wade hatte schon verbrannte Menschen gesehen. In den Nachrichtensendungen des Fernsehens wurden oft genug die Opfer von Anschlägen oder Unglücken gezeigt. So hätte das Mädchen auch aussehen müssen, aber noch hielt es sich.

»Wade!« Kens Stimme übertönte das Fauchen des Feuers. »Verdammt, Wade, komm her!«

Der Bruder kam. Ken war durcheinander. Er schaute sich um, als würde er belauert und sprach davon, Stimmen zu hören.

»Welche denn?«

»Weiß ich nicht. Ist auch wohl nur eine, aber ich höre sie verdammt deutlich.«

Bevor Wade Liston näher an seinen Bruder herantrat, schaute er sich um. »Ich sehe keinen.«

»Ich auch nicht!« schrie Ken und faßte sich an den Kopf. Dabei torkelte er zur Seite, die Knie wurden weich, er sackte ein und gab stöhnende Laute von sich.

Hart fiel er auf die Spitzen seiner angewinkelten Beine. Die Hände hielt er noch immer gegen den Kopf gepreßt, als wollte er die Stimmen, die nur er hörte, zurückdrängen.

Dabei drangen Tränen aus seinen Augen und näßten die Wangen.

Wade verstand die Welt nicht mehr. Das Schicksal des Mädchens hatte ihm nichts ausgemacht, jetzt aber beobachtete er, wie sein Bruder sich quälte, und er war mit wenigen Schritten bei ihm, um ihn in die Höhe zu reißen.

Das schaffte er, bevor Ken vollends auf den Untergrund schlug.

Wade zerrte ihn zurück. Ken begann zu schreien. Stiche mußten durch seinen Kopf ziehen, er hatte Schwierigkeiten, sich überhaupt zu artikulieren, und erst als der Hitzeschild nicht mehr so groß war, ließ Wade seinen Bruder in das hohe Gras sinken.

»Was hast du denn?«

Ken ließ den eigenen Kopf los. »O verdammt!« keuchte er. »O verdammt, mir geht es dreckig.«

»Hast du ein schlechtes Gewissen?«

»Nein, ich… aber die Stimme, verflucht. Da hat jemand mit mir gesprochen.«

»Wer denn?«

Ken richtete sich auf, wobei er röchelnd atmete. »Das kann ich dir sagen. Er hat sich sogar vorgestellt. Es war der Teufel…«

Wade wollte zuerst lachen. Im Ansatz schon blieb ihm diese Reaktion im Hals stecken. Nein, das war nicht zum Lachen. Sie hatten eine Hexe verbrannt, und der Teufel hatte sich bei ihnen gemeldet.

Das klang verdammt unrealistisch, mußte aber in diesen Augenblicken von beiden akzeptiert werden. Deshalb nickte Wade

auch und fragte mit zitternder Stimme weiter. »Was hat er gesagt, der Teufel? Wollte er etwas von dir? Wollte er dich vernichten? Wollte er mit dir…«

»Er hat gesagt, daß er die Kontrolle über uns hält.«

»Wie?«

»Wir sind seine Diener, Bruder. Ja, wir haben ihm einen Gefallen getan. Er flüsterte mir zu, daß jetzt alles wieder von vorn beginnen würde. Die 150 Jahre sind vergessen. Es ist so, als hätte es sie überhaupt nicht mehr gegeben.«

»Ehrlich?«

»Ich sage es dir.« Ken war durch diesen für ihn nicht erklärbaren Vorgang nüchtern geworden. Er saß da und richtete seinen Blick auf die noch immer lodernden Flammen.

Über dieser hellroten Wand mit den gelben, zuckenden Außenringen hatte sich ein dichter Rauchfleck ausgebreitet. Er stieg in die Höhe, zerfaserte und wurde vom Wind in eine bestimmte Richtung getrieben, Noch brannte das Gras nicht. Es würde auch kaum geschehen, weil es einfach noch zu feucht war, denn es hatte in den vergangenen Nächten einige Male sehr stark geregnet.

»Kannst du den Teufel rufen?« fragte Wade plötzlich.

»Warum?«

»Weil ich auch mit ihm reden will.«

»Nein, laß es. Wir sind seine Diener, das muß dir genügen. Ich habe das Gefühl, daß wir es überhaupt nicht gewesen sind, die das Mädchen anzündeten. Ein anderer war in uns.« Ken sprach nicht weiter und erhob sich. Schwankend blieb er stehen.

Die beiden Brüder sahen dem Schauplatz ihres Verbrechens entgegen. Allmählich nur sanken die Flammen zusammen. Zudem hatte die Dämmerung den Tag bereits vertrieben. Auf dem Himmel lag ein weites graues Tuch. Dort zuckte auch der Widerschein des Feuers und schuf tanzende Figuren, die ein bizarres Aussehen bekamen.

Beide kamen sich vor wie in einer anderen Welt. Ihrer Ansicht nach hatte ein Fremder die Kontrolle übernommen, und auch Wade hörte plötzlich die Stimme.

Sie war in seinem Kopf und konzentrierte sich dicht hinter der Stirn.

In ihr schwangen Häme und Triumph mit. Da hatte jemand etwas in Bewegung gesetzt und gewonnen.

»Auch du bist mein Diener geworden. Du warst dabei, als die Hexe verbrannt wurde. Jetzt stehst du auf meiner Seite. Und damit hast du etwas in Bewegung gesetzt, was bisher geschlafen hat. Die Spur des Teufels wird sich zeigen und für das Rache nehmen, was man ihr damals angetan hat. Keiner kommt davon – keiner…«

Er hatte so gesprochen, daß Wade jedes Wort verstehen konnte.

Obwohl er im Prinzip wußte, wer derjenige war, der sich gemeldet

hatte, fragte er noch nach.
»Wer bist du denn?«
»Satan!« erklang die Stimme. Sie hatte jetzt einen anderen Tonfall bekommen. »Ich bin der Satan, der Teufel, der Leibhaftige, Asmodis. Alles kannst du zu mir sagen!«
»Gibt es dich?«
Über diese Frage wollte sich der andere ausschütten vor Lachen.
»Und ob es mich gibt. Ich bin allgegenwärtig, ich bin überall zu Hause, ich werde dich führen, leiten, ich wohne in fast jedem Menschen, und ihr werdet mir den Gefallen tun, die Spur des Teufels voranzutreiben. Es ist dunkel. Es wird die Nacht einbrechen, dann ist meine Zeit gekommen. Menschen werden gegen Menschen kämpfen. Chaos entsteht, Staub wird wallen, ihr habt den Anfang gemacht.«
»Und das Mädchen?« fragte Wade kratzig. »War es überhaupt eine Hexe, oder haben wir…«
»Sind nicht die meisten Frauen als Hexen verschrien. Versuchen sie nicht, die Männer zu verhexen?« Der Satan lachte. »Ihr werdet es erleben. Ihr habt sie verbrannt, aber es ist euch nicht gelungen, sie zu töten. Daran müßt ihr immer denken. Und wundert euch nicht, wenn der flüsternde Tod erwacht. Der flüsternde Tod…«
»Was ist das?« rief Wade. »Wer ist der flüsternde Tod?«
»Ihr werdet ihn erleben, kennenlernen, noch in der folgenden Nacht kommt das Grauen über Devon. Der flüsternde Tod ist erwacht, meine Diener. Er wartet…«
Mit dieser schlimmen Prophezeiung verstummte auch die Stimme des Höllenherrschers.
Wade bekam klare Gedanken. Er sah seinen Bruder neben sich stehen und ihn groß anstarren. »Hast du sie auch gehört?« fragte Ken. »Hast du die Stimme vernommen?«
»Ja.«
»Und glaubst du daran?«
In Wades Augen leuchtete es, als er Ken eine Hand auf die Schulter legte. »Ja, ich glaube daran. Wir sind Diener des Teufels. Wenn wir Feinde haben, können wir sie in die Hölle schicken.« Er begann kreischend zu lachen, bevor er die nächsten Worte raunend aussprach. »In die Hölle mein Lieber, in die Hölle…«
Ken schüttelte sich. Er sagte nichts, aber er schaute dorthin, wo nur noch vereinzelte Flämmchen über die Aschereste zuckten.
»Wir haben die Hexe erwischt!« flüsterte er. »Da, schau hin. Ich sehe sie nicht mehr.«
Es war auch zu dunkel, um Genaueres erkennen zu können.
Wenn sie sich von ihrer Tat überzeugen wollten, mußten sie einfach näher an das Zielobjekt heran.
Das taten sie auch.

Dabei gingen sie längst nicht mehr so forsch. Angst vor dem eigenen Mut schienen sie zu haben, und es war Wade, der seinen kahlköpfigen Bruder vorschieben mußte.

Der Wind trieb ihnen den Rauch entgegen. Ein beißender, ätzender Gestank lag in der Luft. Aschepartikel wurden ebenfalls aus dem Haufen in die Höhe geschleudert und trieben wie dunkle Schneeflocken über den Grasboden, bevor sie sich irgendwo absetzten.

Ken, der sonst immer brutal vorging, hatte es nicht eilig. Er wollte auch nicht auf das Ziel schauen, blickte lieber in den grauen Himmel, der nur mehr fern im Westen einen helleren Streifen zeigte, in den die glutroten Strahlen der versinkenden Sonne mit letzter Kraft hineinzielten.

Nur noch wenige Schritte, dann hatten sie ihr Ziel erreicht. Beide blieben zur gleichen Zeit stehen, schauten auf die alte Mauer und die verbrannte Erde davor.

Die Flammen hatten ganze Arbeit geleistet.

Nichts war von ihnen verschont worden. Sie hatten den Grund angesengt, Und sie hatten auch den Körper der Hexe zerstört, von dem nichts mehr zurückgeblieben war.

Nur fettig wirkende Asche.

Wade schüttelte den Kopf, während Ken direkt eine Frage stellte.

»Verstehst du das, Bruder? Wir hätten längst etwas sehen müssen, verflucht. Die kann doch nicht so verbrannt sein, daß man nichts mehr von ihr sieht. Das gibt es nicht.«

»Anscheinend doch.« Wade hob die Schulter. Er entfernte sich und blieb erst dann stehen, als er einen für ihn passenden Stock entdeckte, der im hohen Gras lag.

Ihn hob er auf. Ken beobachtete ihn mißtrauisch. Mit dem Stock in der rechten Hand kehrte Wade an seinen Stammplatz zurück, ging noch ein wenig vor und begann, mit der Stockspitze die Asche aufzuwühlen. Er rührte herum, grauweiße Partikel flogen hoch, was er aber suchte, fand Wade nicht.

»Was ist denn?«

Wade schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht, es müßten doch Knochen vorhanden sein.«

»Ja, in den Ketten, aber da ist nichts. Schau sie dir an, Bruder. Sie hängen an der Mauer, als wäre die Frau herausgerutscht.«

»Ob sie das ist?«

Ken zog ein überraschtes Gesicht. »Meinst du, daß sie verschwunden ist?«

»So ungefähr.«

»Das glaube ich nicht. Wir hätten sie genau sehen müssen. Nein, das ist nicht drin.«

Wade winkte ab. »Du vergißt, daß sich uns der Teufel vorgestellt hat.

Da kann schon einiges anders gelaufen sein.« Er stocherte weiter mit der Stockspitze in der Asche. »Nichts, gar nichts. Nicht der kleinste Knochenrest ist zu…«

»Wade, da!«

Ken hatte es zuerst gesehen, und er warnte seinen Bruder, während er gleichzeitig einen Schritt zurückging. Hinter der Mauer, an der das Mädchen verbrannt war, zeigte sich ein fahler Lichtstreifen, der über dem Rand allmählich in die Höhe stieg.

Fahl und silbrig…

Da kam etwas.

Die Brüder gingen unwillkürlich zurück. Plötzlich bekamen sie Angst, denn dieser Vorgang hinter der alten Brandmauer konnte von ihnen nicht kontrolliert werden.

Das Licht steigerte seine Intensität. Gleichzeitig nahm es auch Konturen an und wurde gewissermaßen zu einem Gegenstand, der immer höher stieg und von den Männern identifiziert werden konnte.

Sie hatten das Gefühl, von einem Ring des Entsetzens umgeben zu sein, denn vor ihnen hatte sich ein gewaltiger, heller, bleicher Totenschädel in die Höhe geschoben.

Ein Schädel, in dem besonders die Lippen auffielen, denn sie waren in einem blutigen Rot geschminkt.

Ken Listen wurde bleich wie Rinderfett. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß er etwas sagte, denn der Anblick des furchtbaren Schädels hatte ihm den Atem verschlagen.

Wade sprach aus, was er dachte. Er hauchte den alles entscheidenden Satz.

»Der flüsternde Tod…«

Die zerstörte Kirche, der verfluchte Ort, der Platz, an dem damals der Schrecken begonnen hatte – gab es eigentlich eine bessere Stelle für die Rückkehr einer Schwarzen Magie?

Wohl kaum.

Mit Tasso sprach ich nicht über meinen Verdacht, weil er noch einmal nachprüfen wollte, ob der Wind tatsächlich aus dieser Richtung den Rauch herbeitrug.

Aber mit Suko redete ich über den Fall.

Er war der gleichen Ansicht.

Auch ich hatte den Rauch wahrgenommen. Dabei wollte ich herausfinden, was verbrannt war. Vielleicht Gräser oder Holz, denn das alles besaß ja einen bestimmten Geruch.

Ich schaffte es nicht.

Tasso hatte zu tun. Er wollte die Sucherei nicht nur mit uns beiden beginnen, sondern suchte vier junge, kräftige Männer aus, die sich mit Taschenlampen bewaffnen sollten. »Aber beeilt euch, uns bleibt nicht mehr viel Zeit!«

Die hatten wir bestimmt nicht. Die weiblichen Personen hielten sich zurück. Was sie jetzt in Bewegung setzten, war reine Männersache. Keine sprach dagegen, aber in ihren Gesichtern spiegelte sich die Angst. Tasso kam wieder zu uns. »Ich werde den kleinen Kasten einstecken!«

»Und was versprechen Sie sich davon?«

»Mr. Sinclair, wir haben es mit einer furchtbaren Magie zu tun. Das werden Sie erleben. Sie können mir glauben oder nicht…«

»Sorry, Tasso, aber wir sind auf diesem Gebiet Spezialisten.«

»Wirklich?«

»Sonst wären mein Freund und ich nicht hier.«

»Ja, ich verstehe.«

Die vier waren bald bereit. Sichtbar trugen sie keine Waffen. Allerdings glaubte ich daran, daß sie welche mitgenommen hatten. Wir mußten uns auf die Leute verlassen, weil sie den Weg zur zerstörten Kirche kannten und wir nicht. Deshalb warteten wir ab, aber Suko fragte, ob es nicht besser wäre, mit dem Wagen zu fahren.

Tasso widersprach. »Nein, zu Fuß kommen wir eher hin. Es geht durch ein Gelände, in dem ein normales Auto seine Schwierigkeiten hätte.«

Er mußte es wissen.

Tasso übernahm auch die Führung. Er kürzte ab, wie er uns versicherte. Schon bald waren wir in dem kleinen Waldstück verschwunden, das sich an den Platz anschloß.

Über einen Pfad gingen wir nicht sehr lange, sondern schlugen uns schon sehr bald nach links in die Büsche. Es war nicht einfach, so zu laufen. In der Düsternis sah ich die querstehenden Zweige der Bäume oft genug zu spät oder überhaupt nicht, so daß ich manche Schläge ins Gesicht bekam.

Die Suko und mich begleitenden Männer waren nur als Schatten zu sehen. Sie bewegten sich geschmeidig, kamen gut voran, wir erreichten eine kleine Lichtung und blieben in einer Senke stehen.

Jemand hatte seine Taschenlampe angeknipst und ließ den Strahl über unsere Gesichter wandern, deren Blässe ins Auge stach. Wir alle fühlten uns nicht wohl. Der Brandgeruch hatte sich verstärkt. Es wurde allmählich Zeit, daß wir uns dem Zentrum näherten.

Ich gesellte mich zu Tasso, der mit seinen vier Leuten flüsterte.

Als sie mich sahen, verstummten ihre Gespräche. Mir kam es vor, als fühlten sie sich wie ertappte Sünder.

»Warum geht es nicht weiter?« fragte ich. Meine Stimme hatte einen barschen Klang bekommen.

»Einige fürchten sich.«

»Wovor?«

Tasso hob die Schultern. »Sie spüren, daß etwas Böses auf uns

zukommt und wollen nicht mehr weiter.«

»Und Sarita? Sollen wir sie im Stich lassen?«

»Sie lebt nicht mehr!«

Tassos Antwort haute mich fast aus den Schuhen. Ich starrte ihn an. »Was sagst du da?«

»Ja, sie lebt nicht mehr. Ich habe es eben erfahren.«

»Von wem?«

Er drehte sich um und ging.

Ich folgte ihm, bekam ihn zu fassen und zog ihn zurück in den Lichtkreis der Lampe. Er hatte Angst, das sahen wir ihm an. Verständlich, er war höchstens zwanzig Jahre alt.

»Woher willst du wissen, daß Sarita nicht mehr lebt?« fuhr ich ihn an.

»Ich spüre es.«

»Das ist Unsinn. Das ist…«

»Kein Unsinn!« widersprach Tasso energisch. »Oktavio weiß, wovon er redet. Er kennt Sarita gut.«

»Wie gut?«

»Wir haben zusammen geschlafen!« rief Oktavio und zitterte. »Ich war ihr Vertrauter, sie war meine Vertraute. Wir hätten geheiratet. Aber es ist anders gekommen. Zwischen uns gab es ein Band, jetzt ist es zerrissen. Es konnte nur zerreißen, wenn es den anderen nicht mehr gab. Habt ihr gehört?«

Ich ließ ihn los. Er senkte seinen Kopf und begann zu weinen.

Tasso sprach mich an. »Jetzt hatte er natürlich Angst davor, die Leiche zu sehen.«

»Noch ist es nicht sicher!« widersprach ich.

»Ich glaube daran!«

Von Tasso ließ ich mich nicht länger hinhalten. Auch Suko wollte nicht mehr. Er sagte das einzig Richtige. »Laßt uns weitergehen, sonst gibt es noch mehr Ärger. Vielleicht können wir etwas retten.«

Ich zog Tasso mit. Er wollte erst Widerstand leisten, sah mein Gesicht und erkannte, daß es mir verflucht ernst war. »Sie werden uns jetzt an den Ort führen. Was die anderen machen, ist mir egal.«

Der Sippenführer widersprach nicht mehr.

Wir stiegen aus der kleinen Senke. Die übrigen blieben tatsächlich zurück. Oktavios Worte hatten sie tatsächlich geschockt.

Tasso ging wieder vor. Wenn er Furcht hatte, so zeigte er sie wenigstens nicht. Unter den Zweigen duckte er sich hinweg, wir fanden einen kleinen Weg, der direkt zum Waldrand führte, wo wir dann stehenblieben.

Der Tag war verschwunden. Allerdings hatte sich die Finsternis noch nicht so ausgebreitet, daß sie alles verdeckte. Ein grauer Himmel lag über uns. Sein Licht gefiel mir nicht, denn es verwischte die Konturen

einfach zu sehr.
Hart schauten wir nach vorn.
Bis zu dem Punkt, wo die Trümmer der alten Kirche sein sollten.
Täuschte ich mich, oder stieg dort tatsächlich Rauch auf. Zudem glaubte ich, auch zwei Gestalten zu sehen und einen helleren Fleck.
Das alles würde uninteressant, als ich auf dem Boden das rotgelbe Leuchten sah.
Der Abdruck war einfach nicht zu übersehen, und ich erkannte das Hufeisen mit dem Teufelskopf darin.
Satan war unterwegs…

***

Eigentlich hätte sich Officer Rolly Watson selbst stellen und anzeigen müssen, denn er raste mit einer nahezu lebensgefährlichen Geschwindigkeit durch Devon.
Wo kein Kläger ist, gibt es auch keinen Richter. Ein anderer hätte es nie gewagt, dem momentan einzigen Polizisten im Ort Vorschriften zu machen, und so führte dieser seine rasende Fahrt fort, bis er das Office erreichte.
Er stieg aus und knallte die Wagentür so laut zu, daß es wie ein peitschender Donnerschlag über die Straße hallte. Ein zufällig vorbeikommender Fußgänger zuckte zusammen und blieb erschreckt stehen.
Rolly lief in sein Büro. Er war durchgeschwitzt, und der erste Wegführte ihn zum Kühlschrank. Hastig riß er die Tür auf. Eine Dose Bier stand noch dort.
Er holte sie mit zitternden Fingern hervor, riß den Verschluß auf, setzte an und leerte die Büchse mit einem einzigen Zug. Danach ging es ihm etwas wohler.
Mit einem gezielten Wurf schleuderte er die leere Dose in den Papierkorb und nahm hinter seinem Schreibtisch Platz. Von seinem Gesicht tropfte der Schweiß auf die Platte. Mit dem Ärmel wischte er die Tropfen weg. So etwas wie heute war ihm in seiner langen Dienstzeit noch niemals passiert. Er hatte den Ort stets unter Kontrolle gehalten, nichts war an ihm vorbeigelaufen, das war jetzt anders geworden. Er hatte das Gefühl, nur noch Statist zu sein.
Und wer trug die Schuld an diesem Dilemma?
Diese beiden Typen aus London!
Yard-Beamte, die ihre Nasen hochtrugen und auf Dorfpolizisten wie ihn herabschauten. So war es damals schon gewesen, und da hatte sich bis zum heutigen Tag nichts geändert.
Dann die Todesfälle.
Vor einigen Tagen die drei und jetzt der vierte. Betty Jordan hatte es erwischt, die größte Klatschtante aus Devon. Wie sie genau ums Leben

gekommen war, wußte niemand zu sagen. Angeblich hatte sie die Spur des Teufels gesehen.

Eine Spur wie vor 150 Jahren!

Und die beiden Kerle hatten alles geglaubt. Sie waren voll informiert, sie hatten nicht einmal gelacht und ihn, Rolly Watson, auf eine typische Art und Weise zur Seite gedrängt, hineingeschoben in das zweite Glied, wo er nun stand und mitansehen mußte, wie diese Fremden den Fall einfach fortführten.

Er stand auf. Plötzlich konnte er nicht mehr vor dem Schreibtisch hockenbleiben. Noch immer rann das Wasser aus allen Poren. Er wischte den Schweiß ab, bekam feuchte Hände und trocknete diese an seiner Hose.

Das Fenster des Büros lag so, daß er auf die Straße schauen konnte. Der Tag hatte sich verabschiedet, die graue Dämmerung lag über dem Ort und hüllte auch das Land ein. In den Wohnungen brannten die Lichter. Der matte Schein fiel aus den Fenstern und zeichnete Muster auf die Gehsteige. Hin und wieder rollte ein Fahrzeug am Haus vorbei, dessen Lichter bereits eingeschaltet waren und lange Streifenteppiche über den grauen Asphalt schickten.

Ein völlig normaler Abend. Jedenfalls für einen Fremden, der nach Devon kam und von den wahren Verhältnissen nichts ahnte.

Es hatte sich auch äußerlich nichts verändert, das wußte Rolly Watson auch, aber es war trotzdem anders als sonst.

Irgendwo lauerte etwas. Es lag im Hintergrund, war nicht sichtbar, rückte möglicherweise näher, aber es blieb noch immer verborgen. Man konnte es nicht fassen, nicht erklären. Aber Rolly Watson, der sich nicht gerade als einen sensiblen Menschen bezeichnete, fühlte es ebenfalls.

Da mußte etwas sein.

Einem plötzlichen Impuls folgend, öffnete er das Fenster und lehnte sich hinaus. Am Tag war es warm und auch schwül gewesen.

Das hattesich jetzt gegeben. Zudem war der Wind aufgefrischt. Er brachte einen noch frischen Heugeruch mit, der den Benzingestank der vorbeifahrenden Autos überlagerte.

Die Straße lag im matten Schein der Laternen. Rolly konnte sie nach links hinüber so weit überblicken, bis die Kurve erschien, wo die Häuser ein wenig vorstanden.

Schaute er nach rechts, verlief sich die Fahrbahn in der Finsternis am Ortsende.

Der Wind fuhr gegen sein Gesicht und trocknete den Schweiß auf den Wangen und der Stirn. Rolly schaute auf die Uhr und erschrak.

Verdammt, er wollte noch Peggy Brown anrufen. Peggy war seine Freundin. Sie brachte ihm am Abend immer das Essen.

Wütend über sich selbst und über den verfluchten Tag, griff er zum

Hörer und wählte ihre Nummer.

Achtmal ließ er durchläuten, sie hob nicht ab. Peggy wohnte am anderen Ende von Devon. Wahrscheinlich befand sie sich schon auf dem Weg zu ihm. Sie würde wieder sauer sein und ihn ausschimpfen. Manchmal fragte er sich, aus welchem Grunde er sich dieses Weib an den Hals gehängt hatte. Sie war seit vier Jahren Witwe. Ihren ersten Mann hatte sie auch unter der Fuchtel gehabt, bei Rolly versuchte sie es ebenfalls und hatte es auch schon geschafft. Er war einfach zu bequem, sich dagegen zu wehren, und so ließ er sie gewähren.

Wieder ging er zum Fenster. Da war die Luft wesentlich besser als im Office.

Er lehnte sich hinaus, wollte schon durchatmen, als sein Blick nach rechts fiel und er das Unmögliche, fast Unheimliche und nicht Erklärbare entdeckte.

Es waren die Abdrücke, die vom Ortseingang aus eine lange Spur bis in die Dorfmitte hineinzogen.

Eben die Spur des Teufels!

ENDE des ersten Teils